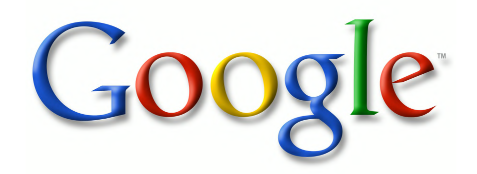
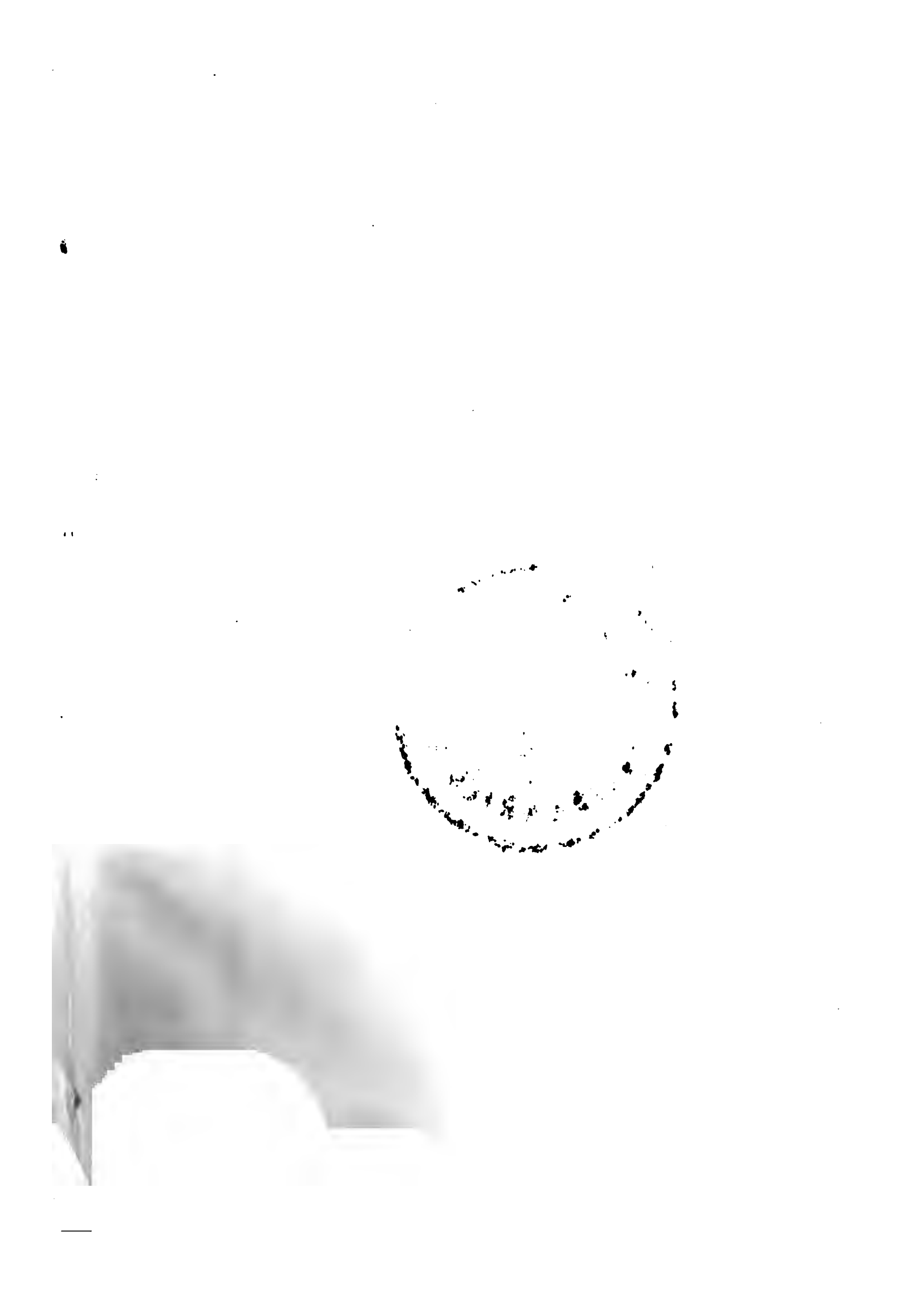




E
184
.G3.G8
v.2



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Emigrantengeschichten.

Erzählungen

aus

dem amerikanischen Leben

von

Theodor Griesinger.

Zweiter Band.

Tuttlingen,

Verlag von C. L. Kling.

1858.

E 184

G3 G8

II.

Germania in Amerika.

Im Hotel Shakspeare in der Stadt New-York ging es an einem schönen Sommerabend des Jahres 1850 lustig und hoch her. Es war heute ein Schiff von Deutschland angekommen, das einen großen Theil seiner Insassen hier abgeliefert hatte, und daraus, daß die Leute statt in der verrufenen Greenwichstreet in dem weiter oben gelegenen, von dem ordinären Einwanderungsgewühl entfernten Gasthof abgestiegen waren, konnte man schließen, daß dieselben einer besseren Classe von Emigranten angehörten, als man sonst ankommen zu sehen gewöhnt ist. Die Leute hatten sich in dem geräumigen Salon des Hotels, der hinter dem vorderen Wirthschaftszimmer gelegen ist, versammelt, und soeben waren die Kellner daran, die Reste des Abendessens zu entfernen, das vor einer halben Stunde aufgetragen worden war. Dieß ist sonst fast immer der Zeitpunkt, wo die Gäste aufstehen und sich zerstreuen; hier schien es aber gerade umgekehrt zu seyn, denn nunmehr ließen die Neuangekommenen frische Flaschen Bier auftragen und es schien, als ob sie sich jetzt erst recht festpflanzen wollten. Allerdings ließen sich einige Buben und Mädchen, die bei der Parthie waren, nicht abhalten, vor die Thüre zu gehen, um sich an dem ungewohnten Anblick der neuen und großen Stadt zu

erlustiren, wie auch einige Frauen, die noch kleine Kinder auf dem Arme trugen, mit denselben auf die Seite gingen, und sich um die festsitzenden Uebrigen wenig bekümmerten; allein die große Mehrzahl, Männer wie Weiber, Jünglinge wie Jungfrauen, blieben auf ihrem Sitze wie festgebannt, und es war klar, daß ein besonderer Grund sie festhielt, denn die Neugierde sprach aus allen Blicken.

Es war eine für einen Amerikaner vielleicht sonderbare Mischung von Menschen, ein Deutscher aber konnte sich gleich zurecht finden. Ein Theil der Männer nämlich trug gelbe Lederhosen, weiße Strümpfe, einen blauen Tuchkittel mit blanken breiten Knöpfen und einer Pelzmütze, so wie es unter den Bauern in Süddeutschland Brauch und Sitte ist. Ein anderer Theil hatte sich so ziemlich französirt und trug sich, wie in den Städten die Männer sich zu tragen pflegen. Derselbe Unterschied war auch unter dem weiblichen Geschlecht zu finden. Die Einen trugen helle Strümpfe, einen kurzen, kaum über die Kniee reichenden faltenreichen dunkeln Rock, ein rothes Mieder nebst einem offenen Barchentwamms drüber und eine kleine anliegende Haube über den langen bis an die Waden herabreichenden Zöpfen; die Andern hatten sich neumodischer aufgeputzt und trugen sich, wie man in Paris und Lyon und jeder Stadt des Continents die Frauen zu sehen gewöhnt ist. Ungeachtet aber dieses Unterschieds in der Kleidung schien doch die Gesellschaft, die hier an einer langen Tafel versammelt saß, zusammenzugehören; dieß bewies schon die Einigkeit, die unter ihnen herrschte, sowie auch der Gesichtsausdruck ein ziemlich uniformer war. Wahrscheinlich, sogar ohne Zweifel kam der Unterschied in der Kleidung, welcher in Amerika so sehr auf-

fällt, davon her, daß diese Leute in Deutschland verschiedenen Ständen (nicht einer verschiedenen Volksraçe) angehört hatten, ein Umstand, der natürlich eine Verschiedenheit in der äußeren Erscheinung mit sich führen muß. In Amerika geht der Bauer gerade so gekleidet wie der Advokat, und der Pfarrer wie der Meßner. Der Eine hat vielleicht einen feineren Rock an als der Andere; aber der Schnitt ist ein und derselbe. Der Karrenfuhrmann, wenn er Sonntags in die Kirche geht, trägt seine Vatermörder so hoch und steif als der Bankier, wenn er in seiner Karosse vor dem Betsaale vorfährt. In Deutschland ist das anders. Da ist der Bauer — Bauer und der Beamte — Beamter. In Deutschland gibt's Klassen, Stände, und diese verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft müssen doch auch äußerlich sichtbar werden. Daher der Unterschied in der Kleidung, daher die Uniformen! In Amerika ist der Eine heute Bauer, morgen städtischer oder Staatsbeamter, heute ist der Andere Kaufmann und morgen ist er Gastgeber. Es weiß Keiner, was ihm der nächste Tag bringt; darum haben sogar die Bedienten keine Livrée (wenn sie nicht Nigger sind, die das ganze Leben lang auf ihrer Stufe stehen zu bleiben gezwungen sind), weil man nicht sicher ist, was in der nächsten Woche aus ihnen wird. —

Wie aber unter diesen Neueingewanderten einiger Unterschied in der Kleidung war, eben so auch in der Ordnung, mit der sie zu Tische saßen. In Deutschland kann man sich, wenn man in einem kleinen Landstädtchen an eine Wirthstafel tritt, nie täuschen, wer der Vornehmste ist; denn der Vornehmste sitzt oben an und dann geht es der Rangordnung gemäß herab bis ans untere Ende; und so streng hält man sich, sogar hie und

da jetzt noch an diese Rangordnung, daß ein Stammgast, wenn er seinen Platz von einem Dritten besetzt fände, lieber wieder nach Hause ginge, ehe er einen andern „geringeren" Platz einnähme. Diese Ansicht von einer verschiedenartigen Gliederung der menschlichen Gesellschaft ist den Deutschen von Jugend auf so in's Fleisch übergegangen, daß sie sich nur schwer davon losschälen können. Ja sogar derjenige, der sich seiner freien Denkungsweise und seiner vorurtheilslosen Volksthümlichkeit rühmt, wird nicht selten Spuren zeigen, daß er über die engherzigen Schranken des Klassenunterschieds noch nicht hinausgekommen ist. So wußten unsere Emigranten im Hotel Shakspeare gar wohl, daß sie in einem Lande angekommen waren, wo es keinen Adel und privilegirte Stände gibt, sondern wo Jeder dem Andern gleich ist und die Geburt und der Stand, den man gerade einnimmt, keinen Unterschied ausmachen; dessenungeachtet saßen sie so, daß man wohl sah, der Vornehmste sitze oben und dann komme der Nächstvornehmere und so herab bis zum gewöhnlichen Taglöhner. Es ist gar schwer, sich von Vorurtheilen frei zu machen, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, und der gewöhnliche ungebildete Mensch verunglückt in diesem Versuche meistens so sehr, daß er statt der Freiheit, die er sich erwerben sollte, nur eine rohe Frechheit zeigt, die noch weit eckelhafter ist, als das demüthige Unterordnungsbewußtseyn, das ihn in Deutschland beseelte.

Obenan saß ein starker Mann von etwa fünfzig Jahren. Er trug einen dichten Backenbart, der sein ganzes Gesicht einfaßte; die Kopfhaare aber waren auf der Stirne fast gänzlich verschwunden, so daß diese breit und glänzend da lag. Sein doppeltes Kinn und ein derber Zug um seine Mundwinkel

verrieth einen Mann, der entschlossen zu handeln gewohnt war und ohne Zweifel nicht gerne mit sich spaßen ließ. Seine Stimme klang etwas befehlshaberisch, als ob er nicht gerne Widerspruch duldete. Wahrscheinlich kam dieß von seinem früheren Berufe her, denn man titulirte ihn von allen Seiten: „Herr Bürgermeister.“ Den Platz rechts von ihm nahm ein noch ziemlich junger Mann von etwa 30 Jahren ein. Er war, wie der Erstere, französisch gekleidet, zeichnete sich aber durch gänzliche Bartlosigkeit und eine sehr ausnehmend weiße Cravatte aus. Er trug eine Brille, hatte einen hastigen, lauernden Blick, wenn er die fast immer halbgeschlossenen Augen aufschlug, und strich sich beständig das lange, strohgelbe Haar aus dem Gesichte hinter die Ohren, wahrscheinlich um „Johannesähnlicher“ auszusehen, zu welchem Bilde jedoch ein paar hervorstehende schwarze Fangzähne, die über einem sinnlich rohen Unterkiefer thronten, nicht recht passen wollten. Man nannte ihn abwechslungsweise „Ehrwürden und Herr Vikarius.“ Wie nämlich der Erstere Bürgermeister, so war er Pfarrverweser in der Gemeinde gewesen, aus der unsere Einwanderer stammten. Unter dem ehrwürdigen Herrn Vikarius saß eine derbe, gedrängte Gestalt. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ungeheuren Schnurrbart. In seinem wettergebräunten Gesichte lag eben soviel Fröhlichkeit als Gutmüthigkeit, und aus seinen lustig zwinkernden Augen konnte man den jovialen Gesellschafter herauslesen. Er trug einen enganschließenden grünen Rock und wurde „Herr Förster“ titulirt. Gegenüb[er] dem Herrn Vikarius und dem Förster sehen wir zwei Dam[en,] offenbar die Angesehensten unter der ganzen Gesellschaft u[nd] auch die Schönsten. Beide waren blond, beide jung, be[ide]

schön gewachsen und doch war ein unendlicher Unterschied zwischen ihnen. Die eine zur linken Hand des Bürgermeisters war ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Ihre Haare waren zurückgestrichen und ließen das ganze unschuldige Gesichtchen frei. Die blauen Augen wurden von langen seidenen Wimpern beschattet, und die Wangen lächelten so kindlich rosig, als wenn das Mädchen in seinem innersten Gedanken das erwachsene Alter einer mannbaren Jungfrau noch nicht erreicht hätte. Dazu kam noch ein schlichtes Kleid, das bis an den Hals hinauf eng anschloß und die schwellenden Formen mehr verrathen ließ als zur Schau trug. Dieß war das Töchterchen des Bürgermeisters Rothwang, auf welches derselbe sich nicht wenig zu Gute that. Einen ganz andern Eindruck machte die andere blonde Dame, die neben diesem schüchternen Reh mehr wie die Göttin Minerva selbst sich geberdete. Ihre blonden Locken fielen keck und herausfordernd über einen vollen Busen herab, der unter einem Mousselinflor des weitausgeschnittenen Kleides halboffen auf- und niederwogte. Die vollen großen Augen trafen wie zwei Blitze, und um den halboffenen Mund wiegte sich ein Lächeln, das die Göttin Venus nicht weicher und einladender erzeugen konnte. Die runden Arme waren blos bis an den Ellenbogen und den Leib umschloß ein in unzähligen Falten und aufgeblasenen Absätzen sich wiegendes Seidenkleid. Man glaubte vor der Pforte des Paradieses zu stehen, wenn man diese Frau ansah, und Mancher mochte wohl denken, daß es nicht schwer fallen dürfte, diese Pforte zu öffnen. Der Name dieser Frau war: „Karoline, Wittwe des Kaufmann Heringer.“ Den übrigen Passagieren und Auswanderern war sie weniger bekannt, denn sie war nur erst auf dem Schiffe zu ihnen gestoßen, hatte sich

aber dann gleich der Familie des „Bürgermeisters“ angeschlossen, weil ihr diese am meisten zusagen mochte. Von den andern Persönlichkeiten, die wir hier versammelt sehen, läßt sich nämlich nur wenig oder nichts sagen, da sie fast Alle einfache Bürgersleute und Bauern waren, die mit ihrem Bürgermeister sich aufgemacht hatten, ihr Glück in Amerika zu suchen. Auch Handwerker waren darunter und Gewerbekundige, aber auch sie werden keine bedeutende Rolle in unserer Erzählung spielen; darum können wir eine nähere Beschreibung ihrer Personen füglich bei Seite lassen.

„Kinder, Freunde,“ sagte jetzt der Bürgermeister aufstehend und mit dem goldenen Ringe seines Fingers an sein Glas klopfend, daß Alle still und stumm saßen. „Soweit wäre nun alles geordnet. Der Herr Vikarius, unser künftiger Pfarrer, den wir voraussandten, um einen günstigen Platz für unsere Ansiedlung auszulesen, hat Alles auf's Beste gelöset. Der Platz ist gefunden, der Preis des Landes ist nicht theuer und Jedermann versichert uns, daß wir eine vortreffliche Wahl getroffen haben. So glaube ich denn, daß ich nur eine Pflicht erfülle, wenn ich Ihnen, Herr Vikarius, im Namen unserer Aller den gerührtesten Dank sage. Männer, Leute, schenkt Eure Gläser voll und laßt sie lustig zusammenklingen. Der Herr Vikarius Nänz unser künftiger Seelsorger soll hoch leben!“

„Hoch, Hoch, Hoch!“ ertönte es von allen Seiten und die frischgefüllten Gläser klangen lustig zusammen.

„Freunde und Mitbrüder,“ erwiederte der Herr Vikarius, indem er sich zu voller Größe erhob und das lange Haar aus der Stirne und von den Schläfen zurückstrich. „Ihr thut mir

zu viel Ehre an; ich that nur, was meine Schuldigkeit erheischte, und wenn das Werk gelingen sollte, wenn wir wirklich eine Colonie in's Leben rufen, die den andern Deutschen als ein Vorbild vorleuchten soll, so wollen wir nicht uns schwachen Werkzeugen, sondern dem die Ehre geben, der diesen Gedanken in uns erregte, und uns als seine Handlanger dazu bestellt hat. Der Herr der Heerschaaren segne unser Vorhaben, in Ewigkeit, Amen!"

Mit diesen frommen Worten, die von einem eben so frommen Augenaufschlagen gen Himmel begleitet waren, setzte sich der zukünftige geistliche Hirte dieser sich neubildenden Gemeinde.

„Warum sollte es Uns fehlschlagen?" fuhr der Bürgermeister in der Sinnesweise des Vorredners fort. „Wir sind zwar nur fünfzig Köpfe, nur etwa zehn Familien und eben so viel Ledige, aber wir sind ein starker Anfang. Es sind unter uns nicht blos Bauern und Arbeiter, sondern wir haben auch einen Schmied, einen Wagner, einen Schreiner, einen Schuhmacher und einen Schneider. Den Zimmermann muß mein Sohn machen, der schon etwas davon versteht. Dann haben wir unsern Herrn Seelsorger, der zugleich den Unterricht über die Kinder übernimmt. Wenn wir fest zusammen halten und einig sind, warum sollte es uns dann nicht gelingen? Und sind wir erst einmal über das erste Jahr hinüber und haben die nöthigen Baulichkeiten hergestellt und die Felder in Ordnung, dann werden sie von allen Seiten kommen und in unsere Colonie eintreten wollen. So bilden wir so zu sagen den Kern, um den sich die übrigen Deutschen schaaren sollen."

„Unter Ihrer Leitung, verehrtester Herr Bürgermeister," flötete Frau Karoline, dem Letzteren einen ihrer süßesten Blicke

zuwerfend, „muß Alles gelingen. Ein Mann von Ihrer Einsicht und Energie macht auch das Unmögliche möglich, und wer würde Ihnen nicht gerne die Hand reichen, wenn Sie dazu auffordern? Darum habe ich mir es auch als eine besondere Ehre erbeten, ob ich gleich nicht aus Ihrer Heimath stamme, mit zu Ihrer Gesellschaft gehören zu dürfen, und das Meinige dazu beizutragen, der Colonie zu einem schnellen Aufschwung zu verhelfen."

Der Bürgermeister, der Schmeichelei besonders aus schönem Munde wie es schien nicht unzugänglich, verbeugte sich höflich. „Es wird, es muß gelingen," setzte er laut hinzu. Wir sind jetzt in einem freien Lande, wo wir uns nach allen Seiten hin rühren können. Keine engherzigen Gesetze schnüren unsere Thätigkeit zusammen, keine zehntenähnliche Abgaben verringern unsere Einnahmen. Was wir erwerben, erwerben wir für uns selbst, und wenn wir, wie wir beschlossen haben, eine allgemeine Leihkasse errichten, in welche Jeder sein mitgebrachtes Vermögen einwirft, und aus welcher er dann hinwiederum bezieht, was ihm zur Erbauung seines Hauses, zur Herstellung seiner Einrichtung, zur Erwerbung seines Viehstandes, oder seiner gewerblichen Geräthschaften nothwendig ist, wogegen die Leihkasse das Anrecht auf Alles Eigenthum erhält, bis alle Schulden zurückgezahlt sind, — wenn wir so verfahren, sage ich, und Einer dem Andern treulich beisteht, Keiner sich höher und mehr dünkt, als der Andere, weil in einem Freistaate Alle gleich und gleichberechtigt sind, Alle einfache Bürger, dann wird man uns bald als ein Musterbild betrachten, dem Hunderte nacheifern werden. Freilich hätte ich gewünscht, wir hätten den Doctor, der mit uns über die See gefahren ist, gewinnen können, sich bei uns

niederzulassen; dann wäre auch für des Leibes Wohl gesorgt gewesen, wie für das Geistige durch unsern Herrn Vicarius gesorgt ist. Aber noch immer gebe ich diese Hoffnung nicht auf, denn nur wenn wir einen geschickten Arzt in unserer Mitte haben, sind wir nach allen Theilen hin versorgt. „Doch," unterbrach er sich plötzlich selbst, „wo ist denn der Doctor? Ich vermisse ihn schon seit einiger Zeit, und mein Sohn Ferdinand fehlt ebenfalls."

„Ferdinand ist nach dem Sohn unserer früheren Nachbarin gegangen," erwiederte Pauline mit sanfter Stimme. „Du weißt, die Wittwe Rau, deren Aeltester schon vor drei Jahren nach Amerika ging. Und ich glaube, der Doctor hat den Ferdinand begleitet. Sie wollten zum Abendessen zurück seyn!"

„Aha, den Schlosserjungen, den Christian, meinst du," sagte der Vater mit ein wenig gerunzelter Stirne, „den Sohn meines früheren Schützen und Büttels! Der hätte doch zu uns kommen können, ohne daß ihn mein Sohn, des Bürgermeisters Sohn, aufgesucht hätte!"

„Aber er wußte es vielleicht gar nicht, daß wir nur hier sind, und da hätte es schwer gefallen, uns aufzusuchen," warf Pauline schüchtern ein.

„Gutgegeben, Schwager Bürgermeister," rief der Mann mit dem großen Schnurrbart, der frühere Förster Gauß, der Bruder der verstorbenen Frau des Bürgermeisters. „Gutgegeben, Schwager! Es ist wahrhaft herabwürdigend, daß des Schulzen Sohn des Büttels Sohn aufsucht, auch wenn sie Schulkameraden waren! Aber, wie hast du doch vorhin gesagt? Es soll sich Keiner höher und mehr dünken, als der Andere?

Verdammt kitzlich Ding das, wenn man es auf sich selbst anwenden muß!"

„Du nimmst gleich Alles so spitzig," meinte der Bürgermeister, indem sich seine Wangen ein Bischen höher färbten. Zu einer weiteren Bemerkung aber, hatte er nicht Zeit, denn in diesem Augenblicke traten die Erwarteten ein.

Der Arzt oder der Doctor, wie man ihn kurzweg nannte, war ein noch ziemlich junger Zwanziger, der die Universität noch nicht lange absolvirt hatte. Auch er war nicht von dem Dorfe, dem die Uebrigen angehörten, sondern im Gegentheile ein Norddeutscher, während die Andern Süddeutsche waren; allein da er auf dem Schiffe, auf welchem sie zusammen herüberreisten, und auf dem, wie fast auf allen Segelschiffen kein Arzt angestellt war, in verschiedenen Krankheitsfällen Gelegenheit bekam, seine Geschicklichkeit zu beweisen, so stand er mit fast Allen auf vertrautem Fuße. In der That war er nicht ungeschickt, und hatte sein Vaterland nur deßhalb verlassen, weil er eine Braut hatte, der er so bald als thunlich eine Heimath gründen wollte, was in seinem Vaterlande vor vielen Jahren nicht wohl möglich war, weil daselbst alle Praxis in den Händen älterer, längst bekannter Aerzte ruhte, welche einen jungen noch unerfahrenen Doctor kaum aufkommen ließen. Ferdinand, der Sohn des Bürgermeisters — er und Pauline waren seine einzigen Kinder —, war ein kräftiger, netter Bursche, den schon seine ungemeine Aehnlichkeit mit seiner Schwester als deren Bruder verrieth. Er hatte kein eigentliches Handwerk erlernt, sondern war nach den gewöhnlichen Vorstudien in eine polytechnische Schule gesandt worden, um sich dort zum Kaufmann und Fabrikanten weiter auszubilden. In seiner und

des Doctors Begleitung kam ein anderer junger Mann, der Beide wohl um einen ganzen Fuß in der Höhe überragte. Mit diesem hohen Wuchse stand aber seine breite Brust und der kräftige Körperbau im schönsten Ebenmaße. Die Stirne war hoch und gewölbt, das braune Auge feurig, die Gesichtsfarbe gesund; der Ausdruck des ganzen Menschen verrieth Energie und Verstand und auf seinen feinen Zügen stand Freundlichkeit mit Ernst gepaart. Die schöne Wittwe schoß einen feurigen Blick auf ihn, als sie des jungen Mannes ansichtig wurde; Pauline aber war aufgesprungen und eilte ihm mit fröhlichem Lachen entgegen.

„Christian," rief sie, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte, die er mit freudigem Aufblick ergriff. „Bist du es wirklich, Christian? Ei, bist du stark und kräftig geworden. Man sollte fast meinen, du seyest noch gewachsen. Und wie viel tausend Grüße ich dir auszurichten habe! Wahrhaftig eine ganze Kiste voll."

So sprach sie noch lange in ihrer kindlichen Fröhlichkeit fort. Es war ja der Sohn ihrer nächsten Nachbarin! Er war ja mit ihrem Bruder aufgewachsen und dessen bester Schulfreund geblieben, bis er vor drei Jahren, als armer Schlossergeselle, (fast mit Unterstützung der Gemeinde, wenn nicht der Förster Gauß in's Mittel getreten wäre) nach Amerika ging, da die alte Wittwe, seine Mutter das Geld nicht allein aufbringen konnte.

Der junge Mann hielt die Hände des Mädchens fest in den seinigen und schaute ihr freundlich und bewundernd in's Gesicht. Hatte sie ihn stärker und kräftiger gefunden, was war erst, nach seinem erstaunten Blick zu urtheilen, mit ihr

für eine Veränderung vorgegangen! Damals, als er sie verließ, war sie noch ein Kind, kaum der Schule entwachsen und jetzt — welch' herrlich entwickelte Jungfrau stand vor ihm! Er hatte sie in ihrer Jugend auf dem Arme getragen, mit ihr gespielt, sie geherzt und geküßt, und jetzt — welch' liebliches Wesen, welch' feine Weibes-Gestalt hatte sich aus ihr herausentwickelt? Er konnte nicht aufhören, ihre Hände zu drücken, und doch war ein Etwas in ihm, das ihm in all seiner Freude wehmüthig stimmte. Er fühlte, daß sein Verhältniß zu der erwachsenen Jungfrau ein anderes geworden sey, als es zu dem Schulkinde war. Das Schulkind durfte er als Nachbarkind behandeln, auch wenn es des reichen Bürgermeisters Töchterlein war; die Jungfrau stand ihm fremd gegenüber, denn nunmehr war er der arme Schlossergeselle, des Büttelssohn, während sie die reiche Bürgermeisters Tochter blieb.

„Pauline," stammelte er endlich, „was du schön geworden bist! Ach verzeihen Sie," verbesserte er sich, „ich meinte, ich sey noch in meinen Knabenjahren, und hätte mich fast vergessen, Sie zu duzen, wie zu unseren Schulzeiten."

„Und so wirst du's auch künftig halten, alter Schwede!" rief der schnurrbärtige Förster, indem er dem neuen Ankömmling derb auf die Achsel klopfte. „Donnerwetter, Bursche, bist du auseinandergegangen! Freut mich bei meiner Seele, dich zu treffen. Weißt ja, hab' immer was auf dich gehalten, und so viel ich erfahren hab', ist auch was Tüchtiges aus dir geworden. Na, gib' mir deine Hand und dann geh' der Rund nach bei allen Bekannten herum, deren du genug in der Stube triffst."

„Sie haben's immer besonders freundlich mit mir gemeint,"

erwiederte Christian, dem ehrlichen Förster die Hand schüttelnd, „und wenn Sie nicht gewesen wären, so hätte ich nicht einmal die Reise hierher machen können.“

„Halt mir's Maul von solchen Lappalien,“ rief der Förster kurz angebunden. „Hast mir ja den Bettel längst wieder heimbezahlt. Aber jetzt laß dir Eins sagen, sprich wie dir der Schnabel gewachsen ist, d. h. wie wir's in unserem Dorfe mit einander gewohnt waren, und bleib' mir und uns Allen mit deinem „Sie“ vom Leibe, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, natürlich den gestrengen Herrn Bürgermeister ausgenommen,“ setzte er mit einem lustigen Augenzwinkern zu diesem gewandt hinzu, der sich eben der Gruppe ebenfalls nahte.

„Wie geht's dir, Christian?“ fragte dieser in freundlich seyn sollendem, aber ziemlich herablassend klingendem Tone, denn die gar zu freundschaftliche Begrüßung zwischen dem jungen Manne und seiner Tochter hatte ihm nicht recht gefallen wollen. „Wo stehst du wirklich in Arbeit? Bei einem Schlosser oder Dreher?“

„In einer Maschinenwerkstätte,“ erwiederte der junge Mann bescheiden. „Wir machen die Maschinen zu Mahl- und Säg-Mühlen, und richten solche auch wohl ganz ein.“

„Mahl- und Säg-Mühlen?“ rief der Förster dazwischen. „Dich können wir gerade brauchen, und der Kuckuk soll mich holen, wenn wir dich nebenaus lassen.“

Jetzt traten auch Andere heran, denn jeder wollte den jungen Mann begrüßen, der in ihrer Mitte aufgewachsen war, und den Alle von Kindesbeinen an kannten. Endlich nahm Alles wieder Platz und der Förster ruhte nicht, bis er den

Christian zwischen sich und den Ferdinand hineinpracticirt hatte, um ihn für den ganzen Abend mit Beschlag zu belegen.

„Kinder!“ sagte der Bürgermeister, indem er sich Ruhe erbat. „Einen wichtigen Punkt haben wir vergessen. Wir reisen Morgen auf den Platz ab, wo sich unsere Colonie in wenigen Wochen erheben wird, aber noch haben wir ihr keinen Namen geschöpft. Wie wollen wir sie heißen?“

„Neu-Stuttgart,“ rief eine Stimme vom untern Tische herauf.

„Neckara,“ meinte der Herr Vicarius, „nach dem Namen des schönsten Flusses unseres früheren Vaterlandes.“

„Ich stimme für „Rothwangenburg,“ sprach die schöne Wittwe, indem sie dem Bürgermeister abermals einen jener Blicke zuwarf, die so leicht das Herz der Männer entzünden. „Der Name des Gründers und Stifters unserer Colonie sei auch der Name der Colonie selbst.“

„Heringenstadt wär' auch nicht übel,“ meinte der Förster, lustig die Augen zukneifend. „Oder auch Gimpelfangshausen! Dann wäre die Rothwangenburg und die Heringenstadt in schönster Glorie vereinigt.“

„Freunde!“ erhob sich wieder der Bürgermeister. „Wir wollen Deutsche bleiben auch in Amerika. Wir sind dem alten Vaterlande entronnen, um seinen Plackereien, seiner Darniederlage, seiner Zerrissenheit, seinen Abgaben auszuweichen. Aber nie haben wir aufgehört, deutsches Gemüth, deutsche Herzlichkeit, deutsche Tapferkeit, deutschen Sinn und Geist hochzuschätzen über Alles, was es gibt auf Erden. Wir wollen die Tugenden der Deutschen neu aufpflanzen in dem Lande der freien Amerikaner. Hier fallen alle Fesseln, die uns im alten

Vaterlande beengten, hier erst kann der deutsche Charakter zu Ehren kommen; darum wollen wir hier den Anfang mit der Gründung eines neuen Deutschlands machen. Dieses unser Kleindeutschland soll das seyn, was Großdeutschland seyn könnte, wenn es in seiner Entwicklung keine so schiefe Richtung genommen hätte. Darum hoffe ich, wir sind Alle dahin einig, unserer Colonie den Namen zu geben, der allein ihrem Zwecke entspricht: sie sei stark, treu und frei, wie die alte Germania."

„Und wo möglich, eben so einig," lachte der Förster, der an den Neuaufbau Deutschlands in Amerika keinen rechten Glauben haben wollte.

„Germania soll leben, hoch!" schrieen die Meisten der Anwesenden. Der wohl- und volltönende Name gefiel ihnen ausnehmend gut.

„Halt!" rief der Bürgermeister, als er sah, daß sein Antrag angenommen sei. „Diese Gesundheit müssen wir in Wein trinken, in ächtem, gutem, deutschem Wein, in Rheinwein."

Der Wein kam, die Gesundheit wurde getrunken und an Toasten auf die neue Colonie: „Germania" fehlte es nicht, so lange die Flaschen, welche der reiche Bürgermeister zum Besten gab, nicht alle leer waren. Herr Rothwang erklärte mit freudeglühenden Wangen, das sei der schönste Tag seines Lebens. Der Förster aber schüttelte den Kopf und meinte, wenn's nach diesem Weine gehe, den sie als „ächten" Rheinwein tranken, so werde sie viel „Säure und viel Falschheit" erwarten.

„Verdammtes Getränke, das!“ sagte der Förster den andern Tag beim Erwachen. „Wenn die Menschen hier ebenso geschmiert sind, als sie den Wein schmieren, so wird's eine schöne Salbe absetzen. Ich werde mich an ein anderes Getränke halten müssen, denn mit solchem Kopfweh möchte ich nicht alle Tage aufstehen.“

„Guten Morgen, Förster,“ ertönte eine frische Stimme, die nach kurzem Anklopfen in's Zimmer getreten war.

„Bist schon da?“ rief der Förster fröhlich, sein Kopfweh vergessend. „Gott sei Dank, du bist immer noch der alte, ehrliche Junge, Christian, und hältst dein Wort auf die Minute. Aber komm', laß' uns hinabgehen. Ein Bischen starken Kaffee auf die Weinmixtur von Gestern kann Nichts schaden. Dann nehmen wir den Doktor und den Ferdinand und die Pauline mit und machen einen Gang durch New-York, wie wir's gestern verabredet haben. Muß doch das Ungethüm von einer Weltstadt oder Empire-City, wie sie's hier nennen, mehr in der Nähe anschauen, ehe wir uns in unsere Retraite, das neue Germania, zurückziehen.“

Sie gingen in's Wirthschaftslokal hinab, wo sie schon einen großen Theil ihrer Landsleute versammelt fanden. Einige derselben waren noch früher aufgewesen und schon ausgegangen, um nach Bekannten und Verwandten zu sehen, die vor ihnen nach Amerika ausgewandert waren, und hier in der Stadt ihren Wohnsitz hatten. Auch der Bürgermeister war schon auf den Beinen, denn er hatte alle Hände voll zu thun, um noch die Einkäufe an Werkzeugen und sonstigen Materialien zu machen, welche der neuen Colonie bei ihrem „Anfang“ so überaus nothwendig waren. Er betrachtete sich als den Gründer dieses

schon nach kurzer Zeit möglich. Das ist mein Grund, warum ich hierher kam."

„Und Sie werden finden, daß Sie wohl daran thaten," entgegnete Christian. „In den größeren Städten zwar wird es auch schon schwerer halten, bis sich Einer Bahn bricht. Es bleibt Jeder gern in einer Stadt sitzen, darum gibt's da schon viel Concurrenz. Ueberdieß sind's der Pfuscher zu viele, der Barbiere, die den Arzt spielen, oder der Hufschmiede, die sich selbst graduiren und mit dem Doktorstitel schmücken. Aber auf dem Lande, in den neuen Niederlassungen, da kann es einem Arzte nicht fehlen. Seine Arbeit wird zwar eine mühsamere seyn, er wird einen großen Distrikt zu bereisen haben, weil die Farmen und Bauernhöfe weit auseinander liegen; aber er wird so gesucht seyn, wie die Hülfe in der Noth, und mit einem guten Reitgaul, dessen Unterhalt ihn fast Nichts kostet, weil die Bauern gerne mit Haber und sonstigen Felderzeugnissen zahlen und aushelfen, lassen sich alle Tage schon zehn oder zwanzig Meilen*) zurücklegen. Gewiß, wenn Sie nicht darauf versessen sind, in einer großen Stadt zu leben, so kann es Ihnen nicht fehlen, und Sie können Ihre Braut schon nach einem halben Jahre nachkommen lassen."

„Wasser auf meine Mühle, Doktor," rief der Förster. „Sie werden sehen, Sie können am Ende nichts Gescheidteres thun, als bei uns zu bleiben. Wir kennen einander zwar erst seit der Seereise, aber ich fühl's, wir werden einander nicht

---

*) Unter Meilen sind hier natürlich „Amerikanische" oder „Englische" zu verstehen, deren fünf auf eine deutsche Postmeile gehen. Seemeilen sind etwas größer, und man rechnet deren vier auf eine deutsche Meile. Der Verfasser.

mehr los, denn 's ist in Ihrem Innern ein Etwas, das uns zu einander zieht. Ehrliche Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, müssen eine Art von Magnetnadel besitzen, die sie an einander kettet; anders kann ich mir's nicht erklären. Aber nun, um auf uns zu kommen, wie wir dazu getrieben wurden, uns hieher aufzumachen, so ist's kurz genug erzählt. Es war kein „Muß," sondern ein: „Ich will," und des Menschen Wille ist sein Himmelreich, oft aber auch seine Hölle. Also von dem Jahr 1848 hast du gelesen, Freund Christian, und wir, der Bürgermeister und ich und der Ferdinand waren mitten d'rinn. Wir glaubten natürlich, die Professoren in Frankfurt hätten den rechten Leim, um die verschiedenen Staaten und Stäätchen an einander zu kitten, daß sie Ein Stück würden. Es war aber zu viel Wasser im Leim, und so hielt er nicht, und eine Portion nach der andern fiel ab, und am Ende blieb gar nichts, nicht einmal die Leimkachel; denn die versteigerten sie in Bremen an die Vorkäufler. Dem Bürgermeister war somit auf einmal seine ganze Begeisterung genommen, und es wurde ihm wind und wehe im alten Vaterlande; den Ferdinand aber hatte ich fast mit Gewalt zu halten, daß er nicht mit denen zog, welche im Badischen die Scherben der Kachel zusammenflicken wollten. Mir selbst machte der Umschwung, der nun eintrat, mehr zu lachen, als zu flennen, ob mich's gleich meine Stelle als Förster kostete, denn ich hatte ja zu leben auch ohne die Besoldung; aber ein wunder Fleck war auch in meiner Brust geblieben und der trieb mir oft fast die Thränen in die Augen, wenn ich mir denken mußte, daß all' der Aufschwung in dem ganzen, großen, deutschen Volke nichts gewesen seyn sollte, als eine mächtige Seifenblase, die

auf einmal wieder zusammenplatzte. Dazu kam dann noch, daß die „Andersdenkenden" hart verfolgt wurden, vielleicht weniger von den Regierungen, als den Beamten auf dem Lande. Diese fühlten sich wieder als „Kleinkönige," und konnten es besonders nicht vergessen, daß man sie einmal in ihrer Schwachheit gesehen hatte. Also drückten sie Jedem den Daumen auf's Auge, den sie im Verdacht hatten, ein „Deutschländer" zu seyn. Der Bürgermeister dankte also ab, ob sie ihn gleich nicht dazu nöthigten, wahrscheinlich weil er Geld hatte; allein du weißst, er hatte immer einen ein Bischen hohen Sinn und ist nicht dazu geboren, den Scherwenzler zu machen. Wessen er einmal voll überzeugt ist, davon läßt er nicht mehr. Nun kam noch das weitere Unglück, daß aller Handel und Wandel draußen stockte, und daß die Güterpreise immer mehr sanken und voraussichtlich noch weiter sinken mußten; denn Gott wollte die Deutschen um der Professoren willen strafen. So trat denn der Bürgermeister auf einmal mit dem Entschlusse auf, nach Amerika zu gehen, um dort eine neue Heimath, ein neues Deutschland zu gründen. Ich war im Anfang dagegen, denn ich fürchte fast, wir ältere Männer passen nicht mehr recht zum Auswandern. Wir können uns nur schwer in ein neues Leben hineinfinden, und die Herrn Amerikaner werden sich wohl nicht nach uns richten, sondern wir werden uns nach ihnen richten müssen. Der Gedanke aber, eine deutsche Colonie zu stiften und den Anfang zu einem neuen Deutschland zu machen, hat mir vollends gar nicht hinunter wollen, denn man kann doch nicht einen Staat im Staate gründen. Sollte das durchgeführt werden wollen, so müßte man eine unentdeckte Insel acquiriren, und sich darauf niederlassen. Dann ginge es viel-

leicht so lange, bis einen die Engländer oder ein anderes seefahrendes Volk eroberten. Mein Schwager aber, der Bürgermeister, ließ sich nicht davon abbringen. Er verkaufte seine Güter und lud ein, mit ihm zu gehen, wer da wollte. Natürlich schloßen sich Viele an, und reisten mit, die Meisten auf seine Kosten. Was sollte ich alter Junggeselle allein draußen thun? Weib nehm' ich keines und somit hab' ich Niemand, als meiner verstorbenen Schwester Kinder, den Ferdinand und die Pauline. Also machte ich meine Kapitalien zu baar Geld und fuhr auch mit. Nun weißst du Alles. Aber jetzt hab' ich einen Wunsch und den darfst du mir nicht abschlagen. Du mußt mitziehen auf unser neues Germania, wie der Doktor da auch mit muß. Wir müssen Jemand haben, der die Sprache versteht, die man hier spricht; und zudem bist du ein geschickter Maschinist und Mühlenbauer, und einen solchen brauchen wir ganz nothwendig. Du siehst, ich will deine Theilnahme nicht zu deinem, sondern zu unserem Nutzen; denn, so viel ich weiß, ist in Amerika Alles auf Egoismus berechnet; somit amerikanisire ich mich blos, wenn ich ebenso handle. Haben wir aber die Woche hindurch tüchtig gearbeitet und uns abgeplagt, so schleichen wir uns am Sonntag in den Wald, und lauschen dem Gesang der Vögel, und schießen uns Abends einen Braten, den uns Pauline fertig macht, und von dem sie dir immer das saftigste Stück präsentiren soll. Willst, so schlag' ein; du weißst, ich mein's nicht bös."

„O weh, Förster Gauß," erwiederte Christian halblachend, halb ernsthaft. „Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Du wirst kein Wild in den Schuß bekommen, wenn du nicht ein paar hundert Meilen weiter in's Land hinein ziehst.

Hier herum auf eine weite, weite Strecke ist alles Wild längst ausgerottet, und höchstens gibts noch hie und da einen Vogel oder ein Kaninchen. Was aber den Gesang der Vögel betrifft, so besitzt Amerika keinen Singvogel. Die einzigen Singvögel sind die, welche in den Bauern und Käfigen vor den Fenstern hängen und welche aus Tyrol oder den Niederlanden herübergebracht worden sind. In den Wäldern aber ist's so still, als ob's ein weites Grab wäre, ausgenommen das Krächzen eines Raubvogels."

„Ist das wahr?" fuhr der Förster heraus. „Kein Wild, kein Singvogel! Donnerwetter, ist das ein Land! Keine Lerche, kein Fink, keine Amsel, keine Drossel, keine Nachtigall! Mit dem Wein habe ich heute Morgen schon abgerechnet, denn der ist das helle Gift. Nun auch noch keinen Singvogel! Es muß ein herzloses, gallengrünes Volk seyn, dieses Amerikanervolk, daß Gott ihnen nicht einmal einen Singvogel gönnte! Ich hätte Lust, schon Morgen wieder umzukehren."

Zorn und Wehmuth stritten in dem starken Manne, der die Hälfte seines Lebens im Walde und im Felde zugebracht hatte, mit einander. „Ich will das Land nicht weiter schimpfen," setzte er dann in seiner halbspottenden Weise hinzu. „Sie sind übel genug daran, wenn sie nicht einmal in ihrem Leben das Liebeslied der Nachtigall und das Hallelujah der Lerche zu hören bekommen! Aber wenn's so traurig in diesem Lande aussieht, so kann man sich ja nicht einmal mit der Natur beschäftigen, sondern man ist auf die Menschen angewiesen. Drum muß ich schon auf meine frühere Frage und Bitte zurückkommen. Siehe, Christian, wir reisen heute noch auf unser neues Land ab, das der Vikar ausgesucht und erkiest hat.

Ich trau' der Geschichte nur halben. Man hätt' sollen Jemand anders voraussenden und nicht den Geistlichen; aber die Bauern wollten's einmal so, denn sie sind gewohnt, dem Pfarrer alle Reverenz zu schenken. Zudem hat sich da unterwegs die Frau Heringen eingefunden, die macht dem Herrn Schwager den Hof, als wäre er zweiundzwanzig statt zweiundfünfzig. Dann sind unsere Bauern und Handwerker, wie sie eben sind: unterwürfig und still, so lange man sie im Zaume hält, roh und gemein, so wie sie ausschlagen können. So hab' ich kein groß Zutrauen auf das Glücken des Unternehmens. Wenn daher der Bürgermeister sein Geld in die allgemeine Leihkasse thut, aus der Jeder seinen Bedarf entlehnt und dafür mit Hab' und Gut haftbar wird, so lass' ich mein Geld außen, damit doch ein Reservefond da ist, wenn die Sache schief geht. Dreinschwätzen läßt sich mein Herr Schwager Nichts, trotz aller Redensarten von Freiheit und Gleichheit, und wenn er klug werden muß, so muß er's durch eigene Erfahrung werden. Drum thut es Noth, daß Einige unter uns fest zusammenhalten, damit wir nicht so gar isolirt dastehen in dem wildfremden Lande; dazu habe ich Euch ausersehen, die Ihr hier bei mir sitzt; thut mir also den Gefallen, und schlagt ein: ein Schutz- und Trutzbündniß auf ewig!"

Er hielt ihnen seine beiden Hände hin, und sah einmal auf den Doktor, dann wieder auf den Christian Rau, denn des Ferdinands und der Pauline war er sicher. Die hingen fast mehr an ihm, dem Oheim, als an dem Bürgermeister, dem Vater!

„Wahrhaftig, ich wollte von Herzen gerne," erwiederte der Christian nach kurzem Besinnen. „Förster, es wäre eine

ewige Schmach für mich, solltet Ihr an mich eine Fehlbitte thun. Verdanke ich ja doch Euch Alles! Waret es ja doch Ihr, der Ihr das Lehrgeld für mich zahltet, daß ich bei einem tüchtigen Schlosser Unterkunft fand! Waret es wiederum Ihr, der Ihr mir es möglich machtet, in den Abendstunden dieselbe Schule zu besuchen, in welcher der Ferdinand lernte! Und abermals waret es Ihr, der Ihr mir das Reisegeld hierher vorstrecktet! Wahrhaftig in Gott, ich könnte Euch nichts abschlagen, wenn ich auch wollte. Aber, aber — der Herr Bürgermeister wird es nicht gerne sehen, er wird mich als einen Eindringling und Aufdringling betrachten, denn ich bin in seinen Augen doch nur immer des Büttels Sohn und er wird seinen, seinen ...."

„Hochmuth willst du sagen," ergänzte der Förster die abgebrochene Rede. „Sag's nur gerade heraus, denn ich bin ganz derselben Ansicht. Mein Herr Schwager ist ein wackerer Deutscher und führt nebenbei immer die französischen Redensarten! „Fraternité, Egalité" im Munde, aber den Standeshochmuth kann er deßhalb doch nicht lassen. Doch das ist jetzt nicht die Hauptsache. Ich frage dich vielmehr, Christian, bist du so egoistisch, daß du das Bischen Demüthigung nicht ertragen kannst, das dir vielleicht vom Bürgermeister zu Theil wird, während du doch umgekehrt weißt, daß du uns Allen eine Wohlthat erweisest, wenn du der Unsere wirst?"

„Hier ist meine Hand, Förster," rief jetzt Christian, „ich geh' mit Euch, und bleib' bei Euch, bis Ihr mich fortjagt."

„Und hier ist meine Hand ebenfalls," rief der Doktor. „Förster Gauß, Sie sind ein Mann nach meinem Herzen. Ich ziehe mit Ihnen, und wenn es mir möglich ist, in einem hal-

den Jahre meine Braut nachkommen zu lassen, so hoffe ich, wird sie in Pauline eine Freundin finden."

Pauline gab ihm die Hand, ohne ein Wort zu erwiedern. Ihre andere Hand ruhte längst in der Christians, um ihn für sein Jawort, mit ihnen zu ziehen, zu belohnen, vielleicht auch um ihn für den Hochmuth des Vaters im Voraus zu entschädigen.

„Nunmehr mag's kommen, wie es will," jubelte der Förster, „wir halten fest zusammen. Auf Du und Du, wir alle Vier, und auf ewige Zeiten!"

Es war aber nun hohe Zeit, daß sie aufbrachen, wenn sie nicht zu spät zum Mittagessen kommen und dadurch den Zorn des Bürgermeisters, der auf strenge Accuratesse viel hielt, reitzen wollten. Wie sie jedoch im Hotel ankamen, merkten sie bald, daß Etwas schief gegangen seyn müsse, denn der Bürgermeister ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, und seine Wangen waren hochroth aufgeschwollen. Seine Augen schlug er zu Boden, wie er in großem Zorne zu thun gewohnt war. Am Fenster stand der Vicar und strich sich das Haar hinter die Ohren, während seine Augen in Verachtung der irdischen Dinge die Zimmerdecke suchten, aber doch nicht umhin konnten, hie und da im Vorbeileuchten einen Seitenblick auf die Wittwe Heringen zu werfen, welche ganz ruhig lächelnd an einem Tischchen saß, ihre schönen Füße bis weit über die Knöchel herauf sehen ließ und mit einem Sonnenschirmchen spielte. Unweit der Thüre hielten vier oder fünf Männer, alle anscheinend ledig bis auf Einen, dessen Weib und Kind neben ihm stand. Auch sie hatten, wie der Bürgermeister, die Augen niedergeschlagen, aber es war mehr Ver-

legenheit und Schaam, was auf ihren Gesichtern lagerte, als Zorn. Neben ihnen standen ein paar zugenagelte Kisten und einige Päckchen, die sie in rothe Tücher eingewickelt hatten, wie Einwanderer gewohnt sind.

„Du kommst gerade recht, Förster," rief der Bürgermeister grimmig lachend. „Da sieh' dir einmal die fünf Tropfen hier an der Thüre an! Ich hab' die Bursche mitgenommen aus Gnad und Barmherzigkeit. Sie hatten kaum so viel, um sich die nöthigen Lebensmittel auf's Schiff zu kaufen; Alles Andere, Reise-Kosten und Ueberfahrtsgeld, habe ich ihnen aus meiner Tasche vorgestreckt. Sie waren die Eifrigsten, wenn es galt „hoch Germania" rufen. Und jetzt? Nun jetzt sagen sie, sie wollen hier bleiben, weil einige Kameraden in der Stadt ihnen versprochen hätten, ihnen hier Arbeit zu verschaffen! Hat man je solche Undankbarkeit gesehen? Ist es je vorgekommen, daß Menschen so schwach waren, einen wohlüberlegten Beschluß auf das Zureden des Nächsten — Besten hin alsobald aufzugeben? Gibt es ein Beispiel in der Welt von größerer Feigheit und Niederträchtigkeit zugleich?"

„Die Welt liegt im Argen," sagte der Vikarius mit einem weithinhörbaren Stoßseufzer, „und der Teufel hat seine Sendlinge der Verführung allüberall."

„O weh," erwiderte der Förster mit wehmüthigem Lächeln, „die deutsche Einigkeit bekommt schon wieder ein Loch und ich befürchte, unsere Germania wird aus dem Leim gehen, ehe sie nur aufgebaut ist."

„Bürgermeister, Ihr braucht nicht so zu räsonniren und uns schlecht zu machen," versetzte Einer der an der Thüre Stehenden, ein Schneider seiner Profession nach. „Ihr sitzt

jetzt nicht mehr auf dem Rathhause im Präsidentenstuhl und könnt kommandiren nach Herzenslust! Wir sind jetzt in einem freien Lande, und tanzen nicht mehr, wie Ihr pfeift. Wenn es uns beliebt, hier in der Stadt zu bleiben, und Arbeit anzunehmen, weil sie uns geboten ist, wer will uns daran hindern? Sollen wir Euch in die Wildniß hinein folgen, wo wir gar nicht wissen, wie es uns ergehen kann, und ob wir nicht Alle von den Bären und Wölfen gefressen oder von den Indianern todtgeschlagen werden, während wir hier gewiß wissen, daß wir zu leben haben? Das könnt Ihr uns doch nicht zumuthen, denn jetzt hat die Sklaverei ein Ende, wir sind freie Amerikaner."

„Versteht sich," rief Christian, „und der erste Gebrauch den Ihr von Eurer Freiheit macht, ist der, daß Ihr alle Gesetze der Dankbarkeit und der moralischen Verpflichtung mit Füßen tretet! Doch Ihr seyd nicht die Ersten, die so handeln; die meisten unserer Landsleute hegen dieselbe noble Denkungs- und Handlungsweise!"

„Brauchst dem Bürgermeister nicht auch noch zu helfen," schrie ein Anderer der Angeklagten, ein Schuster, dem man die Rohheit im Gesicht ansah. „Ich will einmal hier bleiben, darum werde ich hier bleiben. Was geht mich Eure Colonie, oder gar noch die Germania an, von der Ihr herunterfaselt? Wo ich zu essen und zu trinken bekomme, da ist meine Heimath! Ich bin froh, daß ich keinen Beamten und kein Honoratiorenthum, wie Ihr's in Deutschland nanntet, mehr sehe, hier ist der Arbeiter Herr und g'rad so viel als der Meister oder Fabrikant."

„Herr, fahre nicht mit ihnen in's Gericht, denn sie wis-

sen nicht, was sie thun," seufzte der Vikarius wieder. „Hat nicht Gott selbst verschiedene Stände eingesetzt, Jesaias im 16ten? Und ...."

„Halt's Maul, Vikare," schrie der Schuster wieder, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, an den er sich lehnte. „Hier braucht man keine Pfarrer, wenn man keine haben will. Dein Reich hat auch ein Ende. Ja glotzt mich nur an, weil ich „Du" zu dem Vikarius sage! In Amerika sagt Alles „Du" *) zu einander und ich will auch zu keinem Menschen mehr anders sagen, denn hier ist Alles gleich, das hat mir heut Morgen erst ein früherer Reisecumpan und Mitgeselle auseinandergesetzt. Und was nun dein Geld anbelangt, Bürgermeister, das du für uns ausgelegt hast, so hat das in Allweg seine Richtigkeit, und ich bestreits auch nicht. Für jetzt aber mußt du mit dem Heimzahlen zuwarten, bis ich so viel verdient habe, daß ich's mit Leichtigkeit entbehren kann."

„Daß ich ein Narr wäre," polterte ein Dritter, der neben dem Schuster stand, und dem das Weib und die Kinder angehörten. „Daß ich ein Narr wäre! Warum hat der Bürgermeister das Geld vorgestreckt? Kein Mensch hat's ihn ge-

*) Diese Meinung, die Amerikaner „dutzen" Alle einander, ist unter den Deutschen in Amerika (die wenigen Gebildeten unter ihnen ausgenommen) ganz allgemein. Die Meisten derselben fühlen eine Art innerer Genugthuung, wenn sie einen Andern, der in Deutschland seiner Stellung wegen über ihnen stand, dutzen und ihn durch diese aufgedrungene Bruderschaft zu sich in den Koth herab zu ziehen vermeinen. Das amerikanische „You" „Sie" veranlaßte wahrscheinlich durch den ähnlichen Klang diese Meinung, von der sich der ungebildete Arbeiter nicht abbringen läßt. Der Verfasser.

heißen. Er that's nur, um uns nachher als Sklaven und Arbeiter zu benützen. Prosit die Mahlzeit! Keinen Knopf geb' ich ihm wieder. Ich hab' mich auch bei meinen Bekannten erkundigt, und die sagten mir, daß er gar kein Recht bekomme, wenn er klagweis auftrete. Nun klag' einmal, Bürgermeister! Hast mich oft und viel vor Amt gehabt, jetzt amte auch wieder. Dießmal bist du der Geprellte."

Nunmehr konnte sich der Ferdinand, der Sohn des Bürgermeisters, nicht mehr zurückhalten. Mit vor Aufregung bebender Stimme sprang er vor, ergriff den letzten Redner am Kragen und warf ihn mit Einem Ruck zur Thüre hinaus. „Wollt ihr nun machen, daß Ihr fortkommt, ihr Lumpen," schrie er. „Nehmt Euern Kram und scheert Euch zum Teufel. Mein Vater schenkt Euch Alles, was er für Euch ausgelegt, und ich, ich sage Euch, wir alle danken unserm Schöpfer, daß er uns jetzt schon von solch' ärmlichen Genossen, von solch' gemeindenkenden Seelen erlöst. Fort mit Euch, hinaus!"

Einen nach dem Andern warf oder schob er hinaus und die Kisten und Päcke flogen hinten drein. Die fünf Gesellen ließen sich das auch ganz gerne gefallen. Waren sie doch auf diese Art ihrer Schuld auf einmal los!

„'S ist was von deines Vaters Geist in dir, Ferdinand," sagte der Förster, den jungen Mann auf die Achsel klopfend; „aber die prompte Expedition hat mir selber gefallen."

Der Bürgermeister hatte sich gewaltsam zusammengenommen. War er früher zornig, fast ingrimmig gewesen, weil ein Theil seiner Colonisten von ihm abfiel, ehe sie nur noch das Ziel der Ansiedlung erreicht hatten, so hatte ihn dagegen die Ueberfülle von gemeiner Denkungsart so niedergeschmettert, daß er

vor Staunen und Mitleid mit solchen Menschen keinen Zorn mehr haben konnte! Im Gegentheil, dieser war in eitel Trauer übergegangen.

„Kannst du's fassen, Schwager?“ sprach er mit schmerzerfüllter Stimme. „Das also ist deutsche Auffassung von amerikanischer Freiheit? Und es ist klar, nicht diese fünf Verblendeten, die uns so eben verließen, haben diese Auffassungsweise erfunden, sie ist nicht in ihrem Kopfe gewachsen; sondern sie wurden so von solchen belehrt, die schon Jahre lang hier sind! Es ist dieß also die Denkungsweise der ansässigen Deutschen! Ist es denn da ein Wunder, wenn wir sehen, daß die Deutschen im Allgemeinen von den Amerikanern verachtet sind?“

„Beruhige dich, Schwager,“ erwiederte der Förster. „Ich bin eigentlich froh, daß der Stall sobald gesäubert worden ist, und will nur hoffen, daß kein Dung zurückblieb. Im Uebrigen hab ich dir einen Ersatz für die ausgetretenen Mistfinken, und zwar Einen, der die Fünfe um's Zehnfache überbietet. Der Doktor hier hat mir zugesagt, daß er uns begleiten und sich bei uns niederlassen wolle; und der Christian ließ sich auch überreden, Theilhaber an der „Germaniacolonie“ zu werden. In ihm erwerben wir nicht blos einen geschickten Mechaniker, dessen wir so sehr bedürfen, sondern auch einen Dollmetscher in unserem Verkehr mit Nachbarn und Geschäftsleuten, die unsere Muttersprache nicht verstehen.“

Das Gesicht des Bürgermeisters klärte sich auf, wie ein Aprilhimmel. Er gab dem Doktor und nachher dem Christian die Hand.

„Du triffst doch immer das Rechte, Schwager,“ sagte er.

„Ich wollte, ich besäße deine heitere Ruhe, die nicht verletzt, wenn auch ein Bischen Spott dahinter sitzt. Aber nunmehr ihr Leute," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wenn unter Euch noch Einer ist, der den Fünfen, die uns verließen, folgen will, so sage er's gleich jetzt, damit nicht nachher wieder eine Störung in unsere Harmonie komme."

Kein Mensch rührte sich, kein Laut wurde gehört.

„Es waren die einzig Aussätzigen, diese Fünfe," meinte der Bürgermeister, innerlich beruhigt.

„Bei den Andern steckt der Aussatz noch unter der Haut," erwiederte der Förster leise. „Er wird schon auch zum Durchbruch kommen."

Am Mittag desselbigen Tages ward die Reise in's Innere angetreten. Das Feld, welches von dem Vikar für die Colonie angekauft worden war, lag zwar nicht in einem Territorium, d. h. in einem Landstrich, der der Kultur erst eröffnet wird, und aus welchem dann später, wenn sich Ansiedler einstellen, neue Staaten sich herausbilden, sondern es lag in einem Lande, das sich längst als Staat constituirt hatte und zum großen Theils schon bebaut war. Der Vikar hatte den bestimmten Auftrag gehabt, gutes Land zu kaufen und in einer Gegend, die nicht zu weit entfernt von Städten liege, an welche man seine Erzeugnisse abliefern könne; denn wenn auch das Land in der „Wildniß", in den Territorien, bei weitem wohlfeiler, ja sogar spottwohlfeil sein mochte, weils noch Congreßland ist, so dauert es doch gar zu lange, bis eine solche Gegend cultivirt und bewohnt wird. Gewöhnlich vergeht sogar eine ganze Generation, bis eine derartige Gegend durch Chausseen oder

Eisenbahnen mit der cultivirten Welt nur überhaupt in Verbindung kommt. Darum wollten der Bürgermeister und seine Leute lieber etwas mehr für den Acker bezahlen, nur um „unter Menschen" wohnen zu können. Auch mußte sich diese „Mehrausgabe" durch den „leichteren Absatz" schon in wenigen Jahren bezahlt machen. Freilich hatte der Vikar seinen Auftrag etwas überschritten, indem er statt der erlaubten drei Dollars für den Acker vier Dollars ausgab; dafür lag aber das Land noch im Staate New-York, dem bevölkertsten Staate der Union! Vorderhand waren fünfhundert Ackers erworben und auf diese ein Angeld bezahlt worden; wollten die Ansiedler mehr Land haben, so standen ihnen noch tausend Ackers zu Diensten, und zwar zu demselben Preise und mit allen „Gebäulichkeiten", die schon auf dem Areal standen. Diese freilich waren nicht sehr hoch anzuschlagen, aber Etwas ist immer besser als gar Nichts, und für den Anfang konnte es ihnen nur von höchster Annehmlichkeit seyn, daß auf den zuerst erworbenen Feldern sogar ein „Wohnhaus" stehen sollte; denn wenn's auch nur ein Blockhaus war, wie der Vikar erklärte, so war's doch ein Schutz für die Frauen und Kinder bei Nacht, bis andere bessere Wohnhäuser errichtet werden konnten.

So ging denn die Reise frisch und munter vorwärts. Zuerst bedienten sie sich des Dampfbootes den Fluß hinauf und dann ging's auf ein Kanalboot. Das letztere wollte den Leuten nicht munden, besonders da sie oft aussteigen und sogar schieben helfen mußten, um nur vorwärts zu kommen. Allein — auf der Eisenbahn, die fast hart neben dem Kanal herlief, wäre es zu theuer gewesen, besonders weil sie außer ihren Kisten, worin ihr Privateigenthum aufbewahrt war, das

sie von Europa mit herübergebracht hatten, noch eine Menge Geräthschaften, die der Bürgermeister in New-York angekauft hatte, mit sich führten, — Geräthschaften, die ihnen zu ihrer Ansiedlung äußerst nothwendig waren. Befand sich doch sogar ein Wagen darunter nebst zwei Rossen, um von der Stelle, wo der Kanal aufhörte, die Kisten und das übrige Eigenthum an den von dort noch ziemlich entfernten Ort ihrer Niederlassung zu bringen! Auch mit Victualien hatten sie sich gut versehen, mit Mehl und gesalzenem Fleisch, denn vor neun Monaten war nicht daran zu denken, eigene Erzeugnisse zu bekommen und in dieser ganzen Zeit mußte man sich behelfen, wie es ging. Doch war beschlossen, gleich nach der Ankunft Geflügel und ein paar Kühe in der Nachbarschaft zu kaufen, um wenigstens frische Eier und Milch zu besitzen. Auch sollte ein Stück Land alsbald in einen Garten umgeschaffen werden, um Salat, Rettiche und frische Gemüse vorderhand gemeinsam zu ziehen, bis die Häuser gebaut wären und jeder seine Portion Land zu seinem Privateigenthum ausgesteckt erhielte. Natürlich sollte der Bau der Häuser auch ein gemeinsamer seyn, wie das Leben überhaupt, bis im nächsten Jahre die Aus- und Abtheilung erfolgen und von da an Jeder für sich leben und wirken sollte. Die Anschaffungskosten des Baumaterials sowohl als der Geräthschaften, eben so die Kosten des Grund und Bodens und der Lebensmittel für die ersten neun Monate, sollten aus der allgemeinen Leihkasse bestritten werden, und wenn dann später nach neun Monaten Einer sein Haus und seine Güter und sein Vieh und seine Geräthe für sich in Anspruch nahm, so sollte ihm das nach den Kostenpreisen verrechnet werden, und er konnte

das Kapital nach und nach an die Leihkasse zurückzahlen, welcher einstweilen, bis alle Schulden getilgt waren, die Häuser, Güter u. s. w. verpfändet blieben. Das war der Plan, welchen die neue Colonie verfolgte, und seine Durchführung schien leicht genug, besonders da der Bürgermeister die allgemeine Leihkasse wohl „mit Baarem" zu versehen versprach, was ihm bei seiner Wohlhabenheit, ja seinem Reichthum leicht möglich und thunlich war. Von den Uebrigen legten nur Wenige etwas ein, die Meisten, weil sie fast gänzlich mittellos waren; der Förster aber that's aus Grundsatz nicht, weil er, ein geborener Feind alles dessen, was nach Communismus und Socialismus roch, von jedem Menschen verlangte, er solle auf eigenen Füßen stehen und sich aus sich heraus entwickeln. Einem solchen sey er gerne bereit, mit einem Anlehen unter die Arme zu greifen, auch wenn er nicht im Stande sey, dasselbe gehörig zu versichern, denn der „Mann" und sein Wort genüge ihm, wenn er ihn als einen solchen kenne. „Daß man aber aus einer allgemeinen Leihkasse jedem Lumpen, Faullenzer und Dummkopf eine Heimstätte errichte, die er doch nicht halten könne, das gehe gegen seine Natur."

So ging es langsam vorwärts, aber mit ziemlich gutem Humor, denn die Tage waren warm und der Himmel rein und klar. Endlich kam der Anhaltspunkt, wo sie das Kanalboot zu verlassen hatten, um zu Lande ihren Weg fortzusetzen. Sie brachten ihre Kisten und Vorräthe, ihren Wagen und ihre Pferde ans Ufer und fingen an aufzuladen. Sie glaubten im Anfang, die Last werde nicht so groß seyn, daß nicht auch noch die Frauen und Kinder auf dem Wagen Platz hätten, aber — die Pferde, obgleich kräftig und jung, brachten kaum die Kisten

vom Platze und bei jeder Erhöhung mußten die Männer hinten nachschieben. Also gingen alle zu Fuße nebenher. Eine solche Reise ist gerade nicht ermuthigend!

Einmal mußten sie unterwegs in einem Wirthshause übernachten und nicht gering war das Staunen, mit dem sie der Gastgeber musterte.

„Wohinaus, Leute?“ fragte er endlich, da er sich überzeugt hatte, daß es Einwanderer seyen.

„Zwanzig Meilen über Littlefalls hinauf,“ erwiederte Christian, der sich allein mit dem Manne verständlich machen konnte.

„In den Busch? Nette Gegend, das!“ entgegnete der Wirth, jedoch ohne den Mund zu verziehen. „Viel Wald und Hecken und Gräben! Acht Monate kalt zum Erfrieren und vier Monate warm zum Verbrennen! Habens übrigens hier auch nicht viel besser, abgesehen davon, daß wir im Thale liegen und um etwa zehn Grad wärmer daran sind.“

Das war gerade kein Wort der Ermunterung für die neuen Colonisten. Als aber den andern Tag die Sonne so frisch und froh am Himmel aufstieg, da verscheuchte sie mit ihrem Glanze die Nebel der Bekümmerniß und es ging wieder rüstig vorwärts. Nur einige Wenige hielten sich separat und schienen geheime Dinge zu verhandeln zu haben. Sie hatten nämlich in dem letzt verlassenen Wirthshaus einen deutschen Knecht getroffen, der ihnen vielerlei Auskunft gegeben hatte. Darauf nahmen aber die Andern keine Rücksicht, sondern waren lustig und guter Dinge, denn die Reise war heute eine viel bequemere, weil man eine Parthie Kisten im benannten Wirthshause zurückließ (um sie den andern oder dritten Tag nachzu-

durch den Frauen und Kindern auf dem Wagen
:e. Endlich am Abend kam man an Ort und
mußte ihr neues Eigenthum seyn, denn als
auf der Karte bezeichnet, welche ihrem Kaufbrief
. Auch der Vikarius erkannte es als solches,
näher sie dem Zielpunkt ihrer Reise sich näher-
leinlauter geworden war. Es war ein wilder
iit viel Buschwerk und Bäumen, an manchen
nd sumpfig, trotzdem es schon seit Wochen nicht
An solchen Stellen wuchs hohes, schilfartiges
betrachteten einander stillschweigend, dann ließen
Blick ringsum laufen und dann schlugen sie ihn
n Wort zu sprechen.

virklich nette Gegend für einen Sommeraufent-
endlich die schöne Wittwe, indem sie ohne Hülfe
erabsprang.

ien im Urzustande," versetzte der Förster, „nur
en und die Bären und die Rennthiere."

um Teufel, Vikarius, wo ist denn das Haus?"
rmeister, den der primitive Zustand seiner künf-
doch auch etwas überraschte.

iß in der That nicht," meinte der Vikar, aus
Worte fast herauspressen mußte, daß sie ihm nicht
'en blieben. „Ich war nur einmal hier, aber
ein Haus da, soviel ist sicher."

st's auch nicht fortgeflogen," erwiederte der Bür-
h.

t haben's die Frösche gefressen, die hier ein'
it zu halten scheinen," meinte Ferdinand, auf die

Sümpfe hindeutend, aus welchen tausende und aber tausende von Froschliedern herübertönten.

„Ich hab's schon," rief Christian, dessen scharfe Augen das Buschwerk durchdrungen hatten, und der durch seinen längern Aufenthalt im Lande mit dem Amerikanerthum besser bekannt, wohl auch ahnen mochte, welcher Art Haus sie erwarte.

Christian hatte richtig gesehen. Er hatte das „Haus" entdeckt, das nur wenige hundert Schritte von ihnen entfernt, zwischen Buschwerk versteckt lag. Es war ein längliches niederes Gebäude von kaum acht Fuß Höhe. Seine Wände bestanden aus rohen, unbehauenen Fichtenstämmen, deren hier in Menge wuchsen, und das Dach war ebenfalls aus solchen Stämmen, oder vielmehr deren Aesten construirt. Ein offenes Loch bezeichnete die Thüre, das heißt den Eingang, wo die Thüre angebracht werden sollte. Von Fenstern oder gar einem Rauchfang war aber durchaus keine Rede. Wahrscheinlich hatte dieses Urzustandsgebäude dazu gedient, dem Vieh im strengen Winter Aufenthalt über Nacht zu gewähren, wenn es rein unmöglich war, auf freiem Felde zu campiren. Der Amerikaner ist nämlich gewohnt, sein Vieh Sommers wie Winters auf die Weide zu schicken und sich seine Nahrung selbst suchen zu lassen, und nur, wenn das Wetter gar zu unwirsch ist, denkt er daran, daß es im Schnee und in der Kälte draufgehen könnte, und baut ihm einen Schuppen, wo es wenigstens vor dem Aergsten geschützt liegt.

„Das also ist das berühmte Haus, von dem der Vikarius gesprochen!" flüsterte der Bürgermeister vor sich hin, indem er rings um den Schuppen herumging. „Und das ist das Ackerfeld, das uns künftig nähren soll! Eine trostlose, öde

Wildniß und nach dem, was jetzt im wilden Zustand darauf wächst, ein nicht allzu fruchtbarer Boden! Und dazu noch nirgends ein Weg und ein Steg und nirgends ein Fluß oder auch nur ein Bächlein!"

„Schwager," sagte der Förster, der ihm leise gefolgt war und sein Selbstgespräch beobachtet hatte, „es wäre wohl besser gewesen, wir hätten statt dem Vikar Jemand anders geschickt, um Land für uns anzukaufen, denn der hat eine verteufelt schlechte Wahl getroffen. Noch besser wär's gewesen, wenn wir je einmal in diesen Welttheil herüber mußten, wir wären ohne große Compagnie gekommen und hätten uns die Sache vorher in der Nähe betrachtet und dann erst gekauft, was uns anstand. Aber jetzt ist's einmal wie es ist; also nehmen wir die Sache, wie sie geht und steht. Darum laß den Kopf nicht hängen, mach' dem Vikar keine Vorwürfe, die jetzt doch nichts mehr nützen, sondern schneide ein fröhliches oder doch zufriedenes Gesicht, sonst laufen dir alle deine Leute über Nacht davon. Einige von ihnen werden's ohnehin thun, aber die Andern kannst du beisammen halten, wenn du nur selbst stark und muthig bist und thust, als habest du gar nichts anderes erwartet. Sie glauben dann, es müsse so seyn!"

Der Bürgermeister drückte seinem Schwager die Hand und sie schritten dem Platze wieder zu, wo der Wagen vor dem Eingang in das „Viehhaus" hielt. Hier trafen sie Alles in voller Bewegung. Die Pferde waren ausgeschirrt und an einer Leine, die um einen Baumstamm geschlungen war, befestigt. So konnten sie ungehindert ihre Nahrung in dem hohen Grase suchen und finden. Die Kisten waren abgeladen und zum Theil ausgepackt, um Teppiche und Bettzeug aus ihnen

herauszuholen. Einige der Männer trugen Holz herbei, das in Menge herumlag, ohne daß man nöthig hatte, einen Baum umzuhauen. Bald loderte ein helles Feuer empor, über welchem an einer Stange, die durch vier quer in die Erde gerammte Pflöcke lief, ein Kessel hing, der aus dem nahen Sumpfe, wo er tief und klar war, mit Wasser gefüllt bald seine Dämpfe himmelansteigen ließ. Die Frauen waren emsig beschäftigt, in dem Kessel, in welchem Sie Reis und gesalzenes Fleisch mit dem Wasser gemischt hatten, zu rühren, während Andere den „Viehstall," wie er bereits getauft war, so gut es ging, säuberten und dann einen Theil des Bettzeugs hineinschafften. So war Alles emsig beschäftigt, nur Einige drei oder vier saßen abseits und nahmen keinen Theil an der Arbeit. Sie hatten Brod und Fleisch, welches sie von der letzten Station mitgenommen, auf ihren Knieen liegen, und verzehrten dieß still und schweigend.

Der Bürgermeister und sein Schwager sahen dem Treiben verwundert zu. Die Leute bewegten sich hin und her, als sey ihnen das Alles eine alte Gewohnheit, und überall vorn dran war Christian Rau, dessen Anweisungen mit größter Lust befolgt wurden, gerade weil er nicht befehlend, sondern nur rathend auftrat und überall zuerst mit Hand anlegte.

„Siehst du, wie gut es war, daß ich den Christian überredete, mit uns zu gehen?" flüsterte der Förster. „Wir hätten am Ende Alle nicht gewußt, was anfangen, und der Christian bringt's spielend in's rechte Geleis. Ich glaube, wenn einer ein paar Jahre in diesem Lande als Handgaul mitgelaufen ist, kann man ihn sonst überall als Sattelgaul verwenden."

Der Bürgermeister erwiederte Nichts, sondern drückte seinem Schwager abermals stillschweigend die Hand. Der Christian aber war an diesem Abend um hundert Prozent in seinen Augen gestiegen.

Bald war das Nachtessen fertig, und es lagerte sich Alles um das Feuer herum. So einfach das Mahl war, so war es doch durch Hunger gewürzt, und vielleicht trug auch das Ungewohnte ihrer Lage, das Campiren unter freiem Himmel, das Zigeunermäßige ihres neuen Wohnsitzes dazu bei, dem frugalen Essen und noch frugaleren Trinken seine Schmackhaftigkeit zu verleihen. Die Wenigen, welche abseits gespeist hatten, wurden ebenfalls eingeladen, Theil zu nehmen; allein sie hatten sich bereits der Länge nach ausgestreckt und schliefen oder stellten sich, als ob sie schliefen. Diesem Beispiele folgten bald Alle. Die Frauen und Kinder zogen sich in den „Viehstall“ zurück, wo sie vor Thau und Wind geschützt waren, die Männer aber lagerten sich im Freien, in ihre Decken gehüllt. Man kann sich in Alles finden, wenn man nur den rechten Muth dazu hat.

Den andern Morgen war Alles mit Sonnenaufgang auf den Beinen, und die Frauen zeigten sich wiederum eben so emsig bei der Bereitung des Frühstückes, als den Abend zuvor bei der des Abendbrodes. Die Männer jedoch standen zumeist flüsternd auf einem Flecke beisammen, während sich einige mit Holz- und Wasserherbeischleppen bei den Frauen thätig erwiesen. Der Bürgermeister mit seinem Schwager und Sohne nebst dem Vikarius beriethen sich einige hundert Schritte davon, was nun zuerst zu thun sey. Jetzt riefen die Frauen zum Frühstücke. Wiederum lagerte sich Alles um den Kessel herum und der

Bürgermeister ließ seine Augen über die ganze Versammlung hinlaufen, gleichsam zählend, ob seine ganze Herde beieinander sey.

„Wo ist denn der Peter und der Jakob?“ fragte er endlich. „Ich kann sie nirgends erblicken.“

„O, es ist nicht blos der Peter und der Jakob, auch die Katharine und der Hannes fehlen,“ erwiederte Einer von denen, die vorhin flüsternd bei einander gestanden hatten.

„Sind sie vielleicht in's Holz gegangen?“ fragte wieder der Bürgermeister, jedoch ohne den Blick zu erheben, denn er ahnte bereits den wahren Zusammenhang.

„In's Holz?“ erwiederte der Mann, welcher vorhin gesprochen hatte. „Nein, Bürgermeister, unter Menschen sind sie gegangen. Sie haben ihr Bündel über Nacht geschnürt und dann französisch Abschied genommen. Warum sollten sie auch nicht? In dieser traurigen Wildniß hier, kann Einen ja unmöglich was Anderes erwarten, als Jammer und Elend.“

„Hast du vielleicht auch Lust, ihnen nachzugehen?“ entgegnete der Bürgermeister barsch. „Immer zu! Ich schenke auch dir das Geld, das ich dir vorgeschossen. Mach' voran. Dann brauchst du doch nicht heimlich davon zu laufen.“

„Nicht so, Vater,“ sprach Pauline mit sanfter begütigender Stimme. „Du solltest nicht Oel in's Feuer gießen. Die Leute hatten Unrecht, bei Nacht und Nebel durchzugehen, wo sie kein Mensch verhindert hätte, wenn sie offen und ehrlich aufgetreten wären, in Frieden von uns zu scheiden. Aber man muß nicht gleich giftig dareinfahren, wenn's Jemand schwer nimmt, auf diesem traurigen Fleck Erde sein Leben zuzubringen.“

„Wenn's mir erlaubt wäre, ein Wort darein zu reden,“

meinte Christian bescheiden, „so könnten wir uns vielleicht gut verständigen. Es ist zwar richtig, der Platz hier ist nicht am besten zu einer Ansiedlung gewählt. Der Boden könnte trockener und fruchtbarer seyn und jedenfalls wäre ein Land im Thale neben einem Flüßchen praktischer gewesen, hätte auch wohl nicht mehr gekostet, als dieses hier. Allein man muß deßhalb nicht verzweifeln, und das Kind mit dem Bade ausschütten. Haben wir erst den Busch ein bischen ausgehauen und Gräben gezogen, daß der Sumpf trocken gelegt wird, so wird Alles ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Sind dann Hütten und Häuser aufgerichtet, haben wir den Anfang mit der Urbarmachung des Bodens gemacht, so werden wir uns schon eher zu Hause fühlen. Der Anfang ist überall schwer, auch wo man das schönste Land und das beste Feld hat. Hier haben wir wenigstens das Gute, daß es keine zwanzig Meilen bis in's nahe Städtchen ist, von wo wir uns immer das Nöthigste verschaffen können."

„So lasset uns gleich den Anfang machen," rief Einer aus der Mitte der Unzufriedenen. „Gehen wir gleich an's Gräben ziehen und Büsche aushauen, damit die Gegend ein anderes Ansehen gewinne."

„Mit Richten," eiferte ein Anderer. „Zu allererst müssen wir Häuser aufbauen, damit wir doch wenigstens bei Nacht unter Dach und Fach sind. Auf dem Felde zu campiren, das geht wohl für Wilde, aber nicht für Christenmenschen, wie wir sind."

„Gebt Gott zuerst die Ehre," warf der Vikarius salbungsvoll ein. „Ein Gotteshaus sey das Erste, was wir erbauen wollen."

„Und eine Wohnung für den Pfarrer daneben!" meinte ein dritter spöttisch. „Um Eure eigene Behausung wird's Euch doch mehr zu thun seyn, als um das Kirchlein! Ich meine aber, wenn wir unter freiem Himmel speisen und schlafen, so wird's uns Gott auch nicht übel nehmen, wenn wir unterm freien Himmel beten."

„Ich stimme zu allererst für Anlegung eines Garten," rief ein Vierter. „Wir können doch nicht ewig von Reis und gesalzenem Fleische leben, sondern brauchen frische Gemüse, und die Sämereien haben wir ja bei uns."

„Was meinst du, Doktor?" sagte der Förster zu dem Arzte, der den frühsten Morgen dazu benützt hatte, sich die Gegend ringsum zu beschauen und eben erst von seinem Ausfluge zurückgekehrt war.

„Ich meine," erwiederte der Doktor, „daß das Erstnothwendige für einen Menschen, wie für das Vieh, frisches Wasser ist. Ich habe unser ganzes Territorium durchstreift und nirgends Quellwasser gefunden; aber einen Platz und nicht gar weit von hier habe ich entdeckt, wo wir, wenn wir darnach graben, ganz sicher Trinkwasser finden. Ich stimme daher dafür, zuerst einen Brunnen zu graben."

Dieß leuchtete Allen ein, und der Vorschlag ward daher einstimmig genehmigt.

„Das Zweitnothwendigste ist wohl," fuhr Christian fort, „daß wir Kühe und Geflügel haben. Letzteres findet in den Büschen Nahrung genug und für die Ersteren müssen wir auf den Winter das lange Gras mähen, das jetzt an den Sümpfen herum wächst, und als Heu dienen mag. Ein roher Stall für Pferde und Kühe ist auch bald gebaut, und in dem Giebel des Stalls kann das Geflügel Platz finden."

Auch dieser Vorschlag ward genehmigt, und man beschloß alsobald zur Ausführung zu schreiten. War man mit diesen beiden Arbeiten fertig, so wollte man an die Errichtung von Blockhütten gehen und zugleich den Garten anlegen, damit man noch einige frische Gemüse auf den Winter ernte. Der Bürgermeister entschloß sich, das Vieh und Geflügel selbst einzukaufen, denn er dachte, wenn er es Andern allein anvertraue, so könnten diese möglicherweise ebensogut für immer verschwinden, wie die Vier, welche sich heute Nacht ohne Adieu davon gemacht hatten. So nahm er denn den Wagen und die Pferde nebst etwa vier Männern, zum Treiben des Viehs, und versprach zugleich die Kisten mitzubringen, welche in dem Wirthshaus unterwegs stehen geblieben waren. Christian aber und die Uebrigen machten sich an die Ausgrabung des Brunnens und an die Fertigung der dazu nöthigen Teichel, was bei ihren wenigen Werkzeugen keine leichte Arbeit war.

So war bald Alles emsig beschäftigt, denn die Frauen, die beim „Hause" zurückgeblieben waren, hatten mit den Vorbereitungen zur Küche, so wie mit der Reinigung der Wäsche fast eben so viel zu thun, als die Männer. Der Förster war in den Busch gegangen, um zu sehen, ob denn die ganze Natur ausgestorben sey, oder ob's vielleicht doch einige Hasen gebe oder doch wenigstens Kaninchen zu einem fröhlichen Abendbrode. Der Vikartus saß daher ganz allein und sich selbst überlassen hinter dem Hause, und war so in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal die leichten Schritte hörte, die sich ihm näherten. Plötzlich fühlte er eine sanfte Hand auf seiner Schulter und eine Stimme flüsterte in sein Ohr. Er drehte sich um; die schöne Wittwe stand neben ihm. Sie legte jedoch den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß er schweigen solle.

„Sehen Sie den Baum dort oben, und das dichte Gebüsch dahinter?“ flüsterte sie kaum hörbar. „Dort will ich Sie treffen. Aber Sie müssen einen andern Weg einschlagen, als ich thue. Man darf nicht ahnen, daß wir zusammen waren. Gehen Sie jetzt vor das Haus, und verweilen Sie daselbst, bis Sie denken, ich sey an Ort zu Stelle.

Ohne sich umzusehen ging sie weiter, dem bezeichneten Baume zu. Er aber sah ihr lange mit glühenden Blicken nach. Dann wandte er sich zu den Wäscherinnen vor dem Hause, sprach eine Weile mit ihnen und ging dann in gerader Richtung weiter. Nach einer Weile machte er einen großen Bogen, und war bald auf dem Wege zu dem dichten Gebüsch, das ihm die schöne Wittwe bezeichnet hatte. Diese saß hinter einem Baumstamm, den der Wind vor Jahren schon umgeworfen haben mochte, so tief versteckt, daß er sie kaum bemerkte, als er schon dicht vor ihr stand. Auf einen stummen Wink von ihrer Seite setzte er sich in einiger Entfernung vor ihr nieder.

„Nun Pfarrer, was halten sie von der ganzen Geschichte?“ begann das schöne Weib, jedoch ohne sich nach ihm umzusehen, mit leiser Stimme.

„Von welcher Geschichte?“ erwiederte der Vikarius vorsichtig. „Ich vermag Sie nicht zu verstehen. Ist etwas Besonderes vorgekommen?“

„Pah,“ entgegnete die Frau, verächtlich den Mund verziehend, „thun Sie nicht, als verstehen Sie mich nicht; von der Colonie spreche ich, von unserer Niederlassung hier.“

„Ich flehe alle Stunden zu Gott,“ versetzte der Geistliche andächtig, und strich sich dabei nach seiner Gewohnheit das Haar hinter die Ohren und richtete den Blick stier gen Him-

mel. „Ich flehe alle Stunden zu Gott, daß er dem Unternehmen seinen Segen verleihen möge. Mit der Hülfe des Herrn der Heerschaaren werden wir alle Hindernisse überwinden und eine neue Pflanzschule des reinen Christenthums wird hier erstehen, zum Heil und Segen aller Völker."

„Unsinn, Pfarrer, sprechen Sie deutsch," erwiederte das Weib. „Glauben Sie, ich hätte Sie hierhergerufen, um eine Vorlesung in der Scheinheiligkeit mitanzuhören? Lassen Sie die Litaney bei Seite, die für den Pöbel gut genug seyn kann. Für mich, denke ich, werden Sie eine andere Sprache haben."

Der Vikarius warf einen hastigen Blick auf sie. Sie lehnte nachläßig mit dem Oberkörper zurück, daß ihre üppigen Formen voll heraustraten. Ihr halb geöffneter Mund lächelte bezauberisch, und ihr kleiner Fuß spielte im Mooße, und schob das Kleid beiseite.

„Wäre es möglich?" rief jetzt der Geistliche, indem er sich schnell erhob und den Versuch machte, vor dem schönen Weibe niederzuknieen. „Sollten sich meine Augen nicht täuschen? Dürfte ich hoffen, ein Gefühl hier wieder zu finden, von dem meine ganze Seele erfüllt ist? Sollte dieß Herz nicht umsonst dem Deinigen entgegenschlagen? Süßes, geliebtes, einziges Wesen, laß' mich den ersten Kuß feuriger Liebe auf deine schwellende Lippen drücken!"

„Sie sind ein Narr, Vikarius," entgegnete Frau Heringen kalt, fast höhnisch. „Stehen Sie auf und setzen Sie sich hübsch ruhig auf ihre alte Stelle. Am Ende halten Sie sich gar für einen Adonis, in den alle Welt in Liebe entbrannt ist!"

„Donnerwetter, was wollen Sie dann?" fluchte der

Mann, indem er sich enttäuscht zurückzog. „Glauben Sie vielleicht, ich sey hier, um mich narren zu lassen?"

„So lasse ich mir's gefallen; jetzt sprechen Sie, wie Sie denken," versetzte Frau Heringen. „Und nun beantworten Sie meine Frage, was halten sie von der ganzen Geschichte?"

Der Vikarius gab keine Antwort, sondern sah still und brütend vor sich nieder. Nur hie und da zuckte es um seinen Mund herum, wie Wetterleuchten.

„Sie trauen mir nicht," fuhr das Weib ruhig fort, ihre klaren Augen über den Mann neben ihr hinlaufen lassend. „Sie denken, wer Vertrauen verlangt, soll Vertrauen zeigen. Ich will Ihnen zeigen, daß ich Vertrauen habe, indem ich meine Frage anders stelle. Wie viel Vermögen besitzt nach Ihrem Dafürhalten der Bürgermeister?"

„Sie wollen den Bürgermeister heirathen, und sich vorher vergewissern, daß Sie keine Fehlspekulation machen?" war die Gegenfrage des Vikarius.

„Hören Sie, Mann, wir verstehen uns immer noch nicht," entgegnete Frau Heringen. „Wenn ich hätte einen alten Mann heirathen wollen, um ein idyllisches Leben auf dem Lande zu führen, so hätte ich in Deutschland zehn Mal so viel Gelegenheit dazu gehabt als in Amerika. Und dann wäre das Land ein schönes, kultivirtes Land gewesen, und keine rohe Wildniß, wie hier! Pfui, denken Sie so gering von mir? Ich kam in dieß Land, um mit dem Pfund, das mir der Herr gegeben, wie Sie in ihren frommen Predigten sagen, zu wuchern. Ich weiß, daß ich schön bin, ich weiß, daß ich die Eigenschaften besitze, welche unter hundert Männern neunundneunzig zu Narren machen. Aber bei all' diesen Vorzü-

gen fehlt mir Etwas, um meine Carrière machen zu können; es fehlen mir die Mittel, um meinen Eintritt in die Welt zu ermöglichen. Geld muß ich haben, um Ansprüche auf die letzte Stufe der Leiter zu machen, auf deren höchster erst ich auszuruhen gedenke. Macht, Reichthum und Genuß sind die Dinge, nach denen ich strebe. Und um diese Dinge erreichen zu können, darf man nicht als Abentheurerin auftreten, die aus ihrer Schönheit Nutzen zieht. Rein als wohlhabende, gesittete Dame muß ich zum ersten Mal auf dem Schauplatz der Welt, in einer der großen Städte Amerikas erscheinen. Und daß ich dieß thun kann, dazu habe ich Sie ausersehen. Sie sind auch nicht aus Deutschland herübergekommen, um als Hirte von Schafen, die in einem Winkel der Erde weiden, abzusterben. Sie haben Größeres im Sinne und ihre jetzige Stellung dient Ihnen nur als Mittel zum Zwecke. Ich habe Sie beobachtet und genau beobachtet. Sie besitzen denselben Ehrgeiz, wie ich, Sie wollen genießen und die Macht haben, nach Belieben zu genießen. Auf die Art und Weise, wie Sie zu diesem Zwecke gelangen, kommt es ihnen nicht an, wenn nur der Zweck erreicht wird. Darum habe ich Sie zu meinem Vertrauten ausersehen. Wenn wir zusammenwirken, kommen wir hundertmal so leicht zu unserem Ziele, und unser Ziel muß seyn, Geld zu haben, damit wir unsern ersten Auftritt auf der Schaubühne des Welttheaters mit Eclat machen, wie der Franzose sagt. Haben wir dieß erste Ziel erreicht, gut, dann stellen Sie meinen Bruder vor und ich Ihre Schwester, und so werden wir, uns gegenseitig unterstützend, in wenigen Jahren dahin gelangen, wohin wir gelangen wollen. Verstehen wir uns nun?"

Der Vikarius lauschte, wie verzaubert. Je weiter die Frau ihre Ansichten entwickelte, um so heller leuchtete sein Auge.

„Sie sind ein Weib, wie es wenige gibt,“ sagte er endlich, ihr die Hand reichend. „Ich bin der Ihrige mit Leib und Seele. Hier meine Hand zum ewigen Bündniß!“ — „Haben Sie sich schon einen Plan zurechtgemacht, wie wir die Fonds des Bürgermeisters uns zu eigen machen können?“

„Nein,“ erwiederte sie leise. „Der Plan ist noch nicht fertig. Der Zufall muß uns dazu verhelfen. Vorderhand habe ich mich blos in sein Vertrauen einzuschmeicheln gesucht, um ihn sicher zu machen. Ob wir aber mit List oder mit Gewalt unser Ziel erreichen werden, das wird uns erst die Zukunft klar machen. Für jetzt wollte ich Nichts, als mich mit Ihnen verständigen, damit wir gegenseitig wissen, wo wir mit einander daran sind und unsere Lebenswege sich nicht durchkreuzen. Vor den Leuten thun wir, als ob wir uns, wenn nicht feind, doch fremd wären. Fällt aber Etwas vor, das eine nähere Besprechung erheischt, so genügt ein einfaches Zeichen, uns hier zusammenzuführen, ohne daß Jemand unser näheres Verständniß auch nur ahnt.“

„Und wird meine schöne Verbündete mir nie mehr seyn, als eine Schwester?“ fragte der Vikarius, seine Blicke fest auf das üppige Weib richtend und sie mit denselben fast verschlingend.

„Zeit bringt Rosen,“ lächelte die Frau, „und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden, und wenn Sie unser erstes Endziel einmal ermöglicht haben, wer weiß, wie süß ich Sie belohne. Doch still, ich habe Geräusch gehört.“

Sie lauschten einige Zeit, konnten aber Nichts vernehmen.

„Es wird ein Eichhörnchen gewesen seyn, deren es hier eine Menge gibt," sagte endlich der Vikar, seine schöne Nachbarin zu längerem Verweilen einladend.

„Nein, nein," erwiederte sie. „Unsere Abwesenheit könnte auffallen. Gehen Sie auf Ihrem Umwege zum „Hause," ich werde den geraden Weg verfolgen."

Sie schieden mit einem kurzen Händedrücken und bald war der Platz so einsam und stille, als ob nie ein menschliches Wesen hierhergedrungen wäre. Doch plötzlich theilten sich die Zweige und leise schlüpfte ein Mensch hervor und schaute sich vorsichtig um. Es war der Förster, der auf seinem Jagdzug hier durchkam.

„Wäre ich um eine Viertelstunde bälder gekommen," sagte derselbe vor sich hin, als er den Platz leer sah," so hätte ich hören können, was die Zwei sich zu sagen hatten. So weiß ich Nichts, als daß sie im geheimen Einvernehmen zu einander stehen; doch ist das wenigstens Etwas. Ich traute dem scheinheiligen Prediger immer nur halb und von jetzt an werde ich's ganz bleiben lassen. Die Sirene aber, die meinen Schwager umgirrt, wie eine Spinne eine Fliege, soll sich in Acht nehmen, daß sie sich nicht in ihrem eigenen Garne fängt. Doch vorderhand reinen Mund gehalten, es braucht kein Mensch von meinem Geheimniß etwas zu ahnen."

Er schlich in's Gebüsch zurück und erst nach einer Stunde kam er zu den Colonisten nach dem „Hause." Seine Jagd war unglücklich genug ausgefallen; er hatte kein Wild gesehen, und nur ein paar Raub-Vögel und Kaninchen, nebst einigen Eichhörnchen, waren ihm zum Schusse gekommen.

Es waren nun etwa zehn Tage verflossen, seitdem die Ansiedler sich auf dem neu erworbenen Grund und Boden niedergelassen hatten, und in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit war mehr geschehen, als man fast erwarten konnte. Nicht nur war der Brunnen fertig und gab, wenn's auch nur ein Ziehbrunnen war, reichliches und nicht unschmackhaftes Wasser, obgleich natürlich nicht zu vergleichen mit einer fließenden, durch eigene Gewalt hervorsprudelnden Quelle. Nicht nur waren einige Kühe an Ort und Stelle gebracht, zwar nicht die fruchtbarsten und milchreichsten, ob sie gleich fast doppelt so theuer hatten bezahlt werden müssen, als man sie sonst kauft, aber es waren doch Kühe, und sie befriedigten wenigstens ein dringendes Bedürfniß für die Kinder. Nicht nur hatte man bereits einen großen Stall für das vierfüßige Vieh, so wie für das Geflügel fertig gebracht, in welchem dasselbe vor der Hitze wie vor dem Regen Schutz fand. Nein, es war sogar noch mehr geschehen, denn unter der Leitung Christians waren zwei lange hölzerne Zelte aufgerichtet worden, unter welchen man speisen und schlafen konnte. Allerdings bestanden sie blos aus Pfosten, die man in die Erde gerammt und dann oben durch Querstangen verbunden hatte, aber man fand doch Schutz unter ihnen, denn sie waren bedeckt. Das Dach bestand allerdings nur aus Reisach und Laub, aber es war dicht genug, um dem Regen zu widerstehen. Ueberdieß ging das Fuhrwerk, welches die Ansiedler besaßen, immer zwischen dem nächsten Städtchen und der Colonie „Germania“ hin und her, um Bretter herbeizuschaffen und die letzte Fuhre hatte sogar Glas mitgebracht, um bei dem nun zu beginnenden Häuserbau Fenster anfertigen zu können. Die Colonisten hatten sich, so wenig

ihrer auch waren, (denn nach dem Abzug der fünfe in New-York und der vier Weiteren am ersten Tag ihrer Ankunft auf Germania zählten sie in Allem und Allem kaum noch vierzig Köpfe, die Kinder mit eingerechnet), in Parthieen getheilt, so daß ein Theil sich ausschließlich dem Bauen widmete, während eine größere Parthie mit dem Umschoren eines besonders gut gelegenen Stück Feldes sich beschäftigte, das zum Anpflanzen von Mais bestimmt war. Sie wußten zwar wohl, daß der Mais nicht mehr reifen konnte, denn sie waren viel zu spät in der Jahreszeit daran, aber derselbe konnte doch noch so weit heranwachsen, daß er dem Vieh über den Winter als Nahrung dienen konnte. Letztere Parthie stand unter der unmittelbaren Leitung des Bürgermeisters, während der Förster sich dem Fuhrwerk widmete. Die Anordnungen der Bauanstalten, so wie des ganzen Zimmerbauwesens gingen von Christian Rau aus, welchem Ferdinand und einige andere geschicktere jüngere Männer sich anschloßen. Diese arbeiteten fast Tag und Nacht, denn trotzdem der Winter noch nicht vor der Thüre stand, war doch keine Zeit zu verlieren, wenn die ganze Colonie vor dem Eintreten der schlechten Jahreszeit noch unter Dach und Fach kommen sollte.

Es war an einem Samstag Abend. Christian und seine Gesellen arbeiteten unter ihrer Werkhütte, und hatten eben das erste halbe Dutzend Fenster fertig gebracht, freilich keine solche künstliche Lichtdurchlasser, wie wir sie in civilisirten Ländern gewohnt sind, sondern nur rohe, viereckigte Gehäuse, in welche das Glas befestigt war, aber für ihren Zweck waren sie gut genug. Die übrigen Colonisten waren alle auf dem Felde beschäftigt, um die Maiskörner in das hergerichtete Feld zu legen.

„Auf Morgen wollen wir ihnen eine Ueberraschung vorbereiten," sagte Christian, die fertigen Fenster betrachtend. „Wißt Ihr, was wir thun, Kameraden? Die Weiber und Kinder müssen von jetzt an mit dem zweiten großen Zelte vorliebnehmen, das wir gestern fertig brachten. Wenn wir Männer unter einem Zelte schlafen, so wird's ihnen auch möglich seyn, unter dem andern ein paar Wochen lang zu kampiren. Es ist ja warm, fast nur zu warm, und sie haben ihre Decken und Teppiche. Den langen Stall aber richten wir heute Nacht noch zur Kirche her, und Morgen soll der erste Gottesdienst in Germania gehalten werden."

„Du bist ein Allerweltsbursche, Christian," erwiederte Ferdinand. „Wenn wir dich nicht hätten, wir wären noch nicht den zehnten Theil so weit."

„Es kommt nur drauf an, wie man ein Ding anfaßt," meinte Christian. „In Deutschland ist man in dieser Hinsicht ein bischen unbeholfen und ungeschickt. In Amerika macht sich das ganz von selbst, denn hier ist man ganz allein auf seine eigene Person angewiesen und muß sich schicken und helfen, wie's eben geht. Aber kommt, Kameraden, wir müssen zuerst Bänke verfertigen, dann zimmern wir aus Brettern eine Art Altar zusammen und hinter demselben eine Plattform, die vorderhand als Kanzel dienen kann. Hinter der Plattform bringen wir einen Verschlag an, der den untern Theil des Stalles abschließt und dieser Verschlag kann dem Vikarius als Wohnung dienen. Dann ist mit der Kirche gleich auch das Pfarrhaus fertig."

Frisch und munter gings wieder an die Arbeit. Christian nahm das Maaß von der innern Breite des Stalles und gerade so lange wurden die Bänke, zwischen welchen man nur

in der Mitte einen breiten Gang frei ließ. Auch zu dem Altar und der Plattform so wie zu dem Verschlag schnitten sie die Bretter zu, so daß sie Alles blos zusammenzuhämmern hatten, wenn der Stall erst von den Weibern ausgeräumt war. Jetzt kamen diese vom Felde zurück, wo sie bisher mit den Männern gemeinsam gearbeitet hatten. Sie waren vorausgeeilt, um das Abendbrod zu bereiten. Wie freudig gingen sie auf den Vorschlag ein, unter dem Zelte vorlieb zu nehmen! Wie pochte ihnen das Herz, endlich einmal wieder den Genuß eines lang entbehrten Gottesdienstes zu haben! In wenigen Viertelstunden war der ganze Stall geleert und die Betten unter dem Zelte hergerichtet; nur die schwersten Kisten brachte man in den hintern Theil des Stalles, da wo die Wohnung des Pfarrers angebracht werden sollte, denn hier, in diesem Verschluß, waren sie am sichersten. Jetzt kamen auch die Männer vom Felde zurück, und so müde sie auch von des Tages Last und Hitze waren, so schloßen sich doch Einige den andern Zimmerleuten an, um nach Kräften mitzuhelfen. Andere freilich, und ihrer nicht Wenige, meinten, die Kirche wäre das Letzte gewesen, an das sie gedacht hätten, denn es gebe weit nothwendigere und wichtigere Dinge zu thun; doch konnten sie der Stimme der Weiber gegenüber nicht durchdringen. So ward dann fast die ganze Nacht hindurch gearbeitet und nicht geruht, als bis Alles zu Ende gebracht war.

Es war ein prächtiger Sonntag Morgen. Mit Tagesanbruch waren die Colonisten auf den Beinen. Da stand die fertige Kirche! Wohl war es keines jener schimmernden Gebäude, welche in der alten Welt der Stolz, nicht die Demuth der Gläubigen, errichtet hat! Nicht einmal ein Thurm oder

Thürmlein verlieh dem Hause die Form und die Gestalt eines Gotteshauses. Aber es war auch nicht mehr der finstere, lichtlose Stall von vorher, sondern in die langen Seitenwände waren sechs Vierecke geschnitten worden, in denen die Fenster angebracht waren, welche nunmehr das ganze Gebäude erhellten. Links vom Eingang standen die Bänke, um die Andächtigen aufzunehmen, rechts vom Eingang, den Bänken gegenüber stand der Altar und die erhöhte Plattform für den Prediger. Der Boden war mit Brettern bedeckt und hinter dem Altar war die Kirche durch einen Verschlag abgetheilt, so daß dieser Theil den Chor vorstellte. Wohl fehlte die Orgel, wie das Glockengeläute, aber es war doch ein helles, freundliches Bethaus! Wohl waren die Wände kahl, nur aus rohen Balken gezimmert, aber die Sonne schien prachtvoll durch die lichten Scheiben und vergoldete Alles mit ihren Strahlen! Der Hauch der Frömmigkeit wehte durch die stillen Räume, und ein frischer Muth belebte die armen Verlassenen, als sie den Tempel betraten, der sie daran erinnerte, daß Einer über ihnen sey, der Keinen verläßt, welcher sich vertrauensvoll an Ihn wendet. Eine feierliche Stimmung kam über sie Alle und alle Feindschaft, alle Unzufriedenheit, aller Vorwurf war vergessen. Nur der, welcher der Träger dieses erhebenden Gefühls hätte seyn, der, welcher dieser feierlichen Stimmung der kleinen Gemeinde Ausdruck hätte verleihen sollen, — der Prediger allein schritt in dem Gemache, das für ihn im hintern Theil der Kirche angebracht war, unruhig auf und ab, offenbar mit ganz andern Gedanken beschäftigt, als sie hätten seyn müssen, wenn er der Mann gewesen wäre, der er zu seyn sich vor den Leuten den Anschein gab.

„Sie hat versprochen, die Meine zu seyn, wenn nicht offen vor der Welt, doch insgeheim, wenn ich die Mittel schaffe, die wir zu unsern Plänen brauchen," murmelte er vor sich hin, indem er vor den Auswanderers-Kisten stehen blieb, welche in diesem Raume aufgehäuft waren. „Hier sind die Koffer des Bürgermeisters! Hier diese drei gehören ihm; ich kenne sie an ihren Zeichen und in einer von ihnen ist sein Reichthum enthalten. Welche ist's? Soll ich eine öffnen? Kann ich es, ohne mich der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden oder wenigstens zu früh entdeckt zu werden? Ich muß zu meinem Ziele kommen, mit List oder Gewalt. Ich kann den Lockungen des süßen Geschöpfes nicht widerstehen, und ich will nicht, wenn ich auch könnte! Sie soll mein seyn und durch sie und mittelst ihrer will ich mir eine Stellung in diesem Lande erwerben, daß mich die Welt drum beneiden soll. Ihre Reize sind so außerordentlich, daß sie alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindet; drum will ich sie an mich binden, damit sie mich mit sich emporträgt. Sollte ich bei solchen Aussichten vor einem kleinen Wagniß zurückschrecken?"

Also dachte und sprach der auserwählte Seelsorger der kleinen Gemeinde, und eine halbe Stunde darauf stand er auf der Plattform, die ihm zur Kanzel diente, und aus seinem Munde floßen Worte der Liebe, der Erbauung, der Erhebung, aus seinem Munde ertönten Zurufe der Ermahnung, der Zurechtweisung, der Aufrichtung? Seine Zuhörer zerfloßen in Thränen der Selbstanklage, der Zerknirschung, und er stand über ihnen, anscheinend ein reiner, unbefleckter Verkündiger der ewigen Wahrheit, in Wahrheit aber ein Muster von Sinnlichkeit, Verdorbenheit und Bosheit!

Der Gottesdienst war vorüber. Die Colonisten sammelten sich unter ihren Zelten. Es war der erste Tag, dessen sie sich wirklich und in der That erfreuten. Sonst hatten sie sich nach der Nacht gesehnt und Gott gedankt, daß wieder ein Tag vorüber sey; heute aber herrschte jene heitere Ruhe unter ihnen, die man nur bei denen trifft, welche Ursache haben, mit sich selbst zufrieden zu seyn.

„Wie soll ich dir für diesen Tag danken, Christian,“ sagte der Bürgermeister, auf den jungen Mann zuschreitend und ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Nur dein Fleiß, deine Ausdauer, deine Geschicklichkeit hat dieß möglich gemacht. Jetzt glaube ich, ist die Zukunft von „Germania“ gesichert.“

Das Blut trat dem Christian in die Wangen. Es war das erste Mal, daß der Bürgermeister so freundlich mit ihm gesprochen hatte. Und außer seinen Wangen färbten sich noch zwei andere dunkelroth, es waren die Paulinens, der Tochter des Bürgermeisters! Nahm sie wohl besondern Antheil an dem Wohlergehen des Christian?

Nach dem Essen sammelten sich die jungen Leute zu fröhlichen Spielen, und die Alten saßen heiter plaudernd und Pläne für die Zukunft schmiedend. Das Glück schien in Germania eingekehrt zu seyn, und doch — wie bald sollte sich die ganze Scene ändern und dem zufriedenen, sorglosen Treiben eine andere Physiognomie abgewinnen!

Es war am Abend desselbigen Tages, da fand sich Einer jener wandernden Gesellen ein, welche man in Amerika Peddler heißt und die eine große Aehnlichkeit mit den Händlern haben, die in Deutschland unter dem Namen „Ehninger Krämer“ bekannt sind. Die amerikanischen Peddler sind zum großen

Theil Juden und treiben, besonders wenn sie ihre Waaren „auf dem Lande" umsetzen, einen wahren Allerweltshandel. In den Städten sind sie auf gewisse Artikel beschränkt, weil man gewohnt ist, das meiste in den Kaufläden zu holen; auf dem Lande aber führen sie nahezu Alles, wessen man in einer Haushaltung bedarf, Eßwaaren ausgenommen. Da kann man Faden und Knöpfe ebensogut haben, wie Handschuhe und Halstücher. Scheeren, Fingerhüte, Messer, Nadeln, Löffel, Gabeln, Tabak, Rasierzeug, Tinte, Tassen, Hosenträger, Schnupftücher, Ringe, Geldbeutel, Uhren, Schnallen. — Kurz Alles ist bei ihnen zu finden. Natürlich reist der Peddler nicht zu Fuße, sondern er führt seine Waaren auf einem Wägelchen bei sich, an dem zwei Pferde nicht selten schwer zu ziehen haben, denn als Bezahlung erhält der Händler oft und viel, besonders in dem menschenleeren Westen, kein baar Geld, sondern geräucherte Schinken, Zungen u. s. w., auch Mehl und dergleichen Gegenstände. Willkommen aber ist der Peddler auf den einsamen Farmen immer, und besonders freuen sich die Hausfrauen, ihn zu sehen, weil sie so gar manche Bedürfnisse haben, denen er allein abhelfen kann. Ist's ja doch viel zu weit in die nächste Stadt und kommt man daher dorthin alle Jahre nur ein- oder zwei Male! Ein geschickter und gewandter Peddler macht daher oft in einigen Jahren sein Glück, besonders wenn er nicht gar zu viel Profit nimmt, so daß er auf seiner nächsten Tour dieselbe Farm wieder besuchen darf. Nicht selten aber verderben sich diese Händler das Spiel selbst, weil sie betrügerische Preise machen und dann natürlich, wenn sie zum zweiten Male erscheinen, mit Schimpf und Schande fortgejagt werden.

Der Peddler, der auf Germania einkehrte, war das erste Exemplar dieser Gattung, das sich auf der Colonie sehen ließ, und wurde daher mit einem wahren Sturm von Freude begrüßt. Besonders froh war man, daß derselbe deutsch sprach, wie fast alle Juden in Amerika thun, denn die Meisten sind aus Deutschland oder Preußisch-Polen eingewandert. Man riß sich förmlich um seine Waaren, deren man aufs höchste bedürftig war, da mancher Artikel in dem kleinen Haushaltungskram anfing rar zu werden. Bis spät in die Nacht hinein ward gehandelt und geschachert, und der Jude hatte einen ganz besonders guten Tag, denn er schlug fast den dritten Theil seiner Waare los. Wie endlich der Handel aus- und geschlossen war, war es fast zu spät für den Mann, noch weiter zu reisen. Ja, es war sogar ganz unmöglich, weil keine gebahnte Straße zu der nächsten Niederlassung führte, sondern nur ein beliebiger Feldweg, der natürlich an mancher Stelle von einem Graben oder Sumpfe unterbrochen wurde. So blieb dem Peddler nichts Anderes übrig, als der Einladung zu folgen, und bei den Männern unter dem Zelte über Nacht zu bleiben, während seine Pferde sich das Gras in der Nachbarschaft abweideten. Die Nacht ging still und lautlos vorüber. Den andern Tag in aller Frühe erhob sich der Peddler und schirrte seine Pferde ein, um der nächsten Niederlassung zuzufahren. Nur Wenige der Ansiedler waren schon erwacht. Diese luden ihn freundlich ein, zuzuwarten, bis das Frühstück bereitet sey, aber der emsige Händler wollte sich die Zeit nicht dazu nehmen, sondern fuhr ab, lange ehe die Weiber das Feuer geschürt und die Morgensuppe gekocht hatten.

Nunmehr aber, wohl eine Stunde nach Abfahrt des Pedd-

lers, sammelte sich die ganze Colonie unter dem Zelte, um den Morgenimbiß einzunehmen. Plötzlich ertönte ein jammernd Geschrei aus dem hintern Theile der Kirche, wo der Pfarrer zum ersten Male heute Nacht sein Quartier aufgeschlagen hatte.

„Diebe, Diebe," schrie es von dort hervor. „Man hat uns bestohlen, wir sind beraubt worden, man hat eingebrochen!"

Die Männer stürzten dem Orte zu, woher der Schrei kam. Sie fanden den Vikarius halb angekleidet vor einer der Kisten, die erbrochen war, und deren Inhalt zum Theil zerstreut auf dem Boden lag.

„Was ist geschehen? Wer hat eingebrochen? Wo ist der Dieb?" So drängte sich Frage auf Frage.

Der Vikarius konnte keine bestimmte Antwort geben. Vor geraumer Zeit schon, eine Stunde oder mehr her, wollte er ein Geräusch gehört haben, daran sey er halb erwacht, und habe in diesem Zustande des Halbwachens hingebrütet, bis die Sonne hell und klar durch das Fenster geschienen. Nun sey er aufgestanden und habe die Kiste erbrochen und ihren Inhalt zerstreut umherliegend gefunden. Gesehen habe er Niemanden und noch viel weniger Jemanden erkannt. Plötzlich jedoch besann er sich. „Wo ist der Jude? Wo ist der Peddler von Gestern?" rief er. „Das kann Niemand, als er, gethan haben."

Diese Idee leuchtete ein. „Der Jude hat eingebrochen," schrie Alles bunt durcheinander. „Ihm nach!" schrieen Andere. „Wir wollen ihn fangen und hängen."

Kaum war das Wort gesagt, so ward es auch schon in Ausführung gebracht. Die jungen Leute, die am besten auf den

Füßen waren, stellten sich an die Spitze und nun begann die Treibjagd. Man hätte können die Pferde nehmen, allein es hätte zu viel Zeit gekostet, sie einzuschirren, und überdieß mußten wackere Fußgänger auf dem unebenen, von Buschwerk durchwachsenen und von Sumpf durchschnittenen Terrain schneller vorwärts kommen, als ein bespannter Wagen. Die Spur des Peddlers war leicht gefunden und fort ging's über Stock und Stein der Spur nach.

Die jungen Leute waren rüstige Läufer, und zudem verlieh ihnen der Zorn über den niederträchtigen Dieb doppelte Schnelligkeit. Nach einer Stunde angestrengten Laufens schon rief Einer, der ein besonders gutes Auge besaß: „dort vorn ist er." Richtig war es so. Der Peddler fuhr langsam über die Heide hin, sorgsam alle Hemmnisse vermeidend, welche seinen Wagen zu Schaden bringen mochten.

„Wenn wir links abbiegen, so haben wir ihn in einer Viertelstunde, denn er muß einen Umweg machen, will er nicht in den Sumpf gerathen, der vor ihm liegt," rief ein Anderer. Und nun begann die Hetzjagd von Neuem.

Der Peddler hatte bisher wohl von der Verfolgung nichts geahndet. Nunmehr aber hörte er das Geschrei der Männer, die sich ihm mit jedem Schritte mehr näherten. Er drehte sich um und hielt ruhig still, die Herankommenden erwartend.

„Was gibt es ihr Leute? Was ist vorgefallen?" rief er ihnen entgegen, als sie nahe genug waren. „Ist ein Unglück passirt und kann ich etwa helfen?"

„Dieb, Schurke, Judenseele!" war die Antwort. In einem Augenblick war der Mann von seinem Wagen herabgerissen und mit derben Fäusten zu Boden geschlagen. Dann

ging man d'ran, die Kisten, die er auf dem Wagen hatte, herunterzuholen, um ihren Inhalt schneller besichtigen zu können, denn nicht Einer zweifelte daran, daß die gestohlene Waare sich darin befinden müsse.

„Halt! Nicht zu schnell!“ rief jetzt Christian, sich mitten hineindrängend, und den auf dem Boden Liegenden emporrichtend. „Wir haben kein Recht, zu mißhandeln, ehe der Diebstahl bewiesen ist.“

„Willst du einen Juden in Schutz nehmen?“ entgegneten ihm Einige der Vordersten.

„Jude hin, Jude her,“ rief Christian entschlossen. „Nicht den Juden nehme ich in Schutz, sondern den Menschen. Oder glaubt Ihr, es könne nicht auch ehrliche Juden geben?“

Nunmehr schlug sich auch Ferdinand auf die Seite Christians. „Wir wissen ja noch nicht einmal, was gestohlen worden ist,“ sagte er, „also dürfen wir die Kisten des Peddlers nicht hier schon untersuchen. Im Gegentheil, wir thun am besten, wir lassen Alles ganz unberührt, damit der Mann nicht sagen kann, es sey ihm Unrecht geschehen, und fahren nach Germania zurück, wo die Untersuchung nach Recht und Billigkeit stattfinden soll. Einstweilen aber soll dem Juden kein Haar gekrümmt werden.“

Damit erklärte sich die Mehrzahl einverstanden. Einer bestieg den Wagen, und lenkte die Rosse heimwärts. Die Andern gingen zu Fuße nebenher und hielten den Peddler in ihrer Mitte, damit er ihnen nicht entwische. Dieser jedoch machte keine Miene dazu, sondern betheuerte nur in Einem fort seine Unschuld.

In Germania hatte man inzwischen eine genaue Unter-

suchung angestellt, was denn eigentlich geraubt worden sey; denn nach dem ersten Schreck kehrte die nüchterne Besinnung wieder ein. Man fand bald, daß die Kiste dem Förster angehöre, auf dessen und des Bürgermeisters Kisten dasselbe Frachtzeichen angebracht war. Die Kiste war mit Kleidungsstücken und Leinwand gefüllt; ganz unten aber hatte der Förster einige Schmucksachen verborgen gehabt, eine goldene Uhr mit Kette, einige Ringe und etwas Silberzeug. Die Kleider und die Leinwand waren alle noch vorhanden; dagegen fand sich von dem Gold und Silberzeug nichts mehr vor. Dieses mußte man also bei dem Peddler finden, wenn ihn die jungen Bursche in der That einholten, wozu aber, wie der Vikar meinte, wenig Aussicht war, weil er einen Vorsprung von einer Stunde hatte. Doch schon nach wenigen Stunden mußte sich der geistliche Herr überzeugen, daß er im Irrthum sey, denn man sah jetzt die jungen Leute mit ihrem Gefangenen herbeieilen.

„Herr Bürgermeister," rief der Jude, als Alle einen Kreis um ihn und seinen Wagen geschlossen hatten, „ich will hoffen, daß Sie werden richten ein gerechtes Gericht. Ich weiß von gar Nichts, weder ob was ist gestohlen worden, oder nicht gestohlen worden. Ich bin so unschuldig, wie das Kind in Mutterleibe."

„Das wollen wir bald sehen," meinte der Bürgermeister. „Bist du aber in der That unschuldig, so gebe ich dir mein Wort, soll dir kein Leid widerfahren."

Man nahm nun die Kisten des Handelsmannes vom Wagen herab und öffnete dieselben, so zusagen „urkundlich." Stück für Stück wurde herausgenommen und auf einen ausgebreiteten Teppich gelegt. War man mit Einer Kiste fertig, so ging man

an die zweite und von dieser an die dritte und vierte. Je länger die Untersuchung währte, und je weniger die gestohlenen Sachen zum Vorschein kommen wollten, um so ungeduldiger wurden die Umstehenden; aber der Bürgermeister änderte deßhalb doch keine Minute lang seine genaue, difficile, aber gerechte Untersuchung. Endlich war man mit dem letzten Kistchen fertig und hatte Nichts gefunden. Man ging dann an den Mann selbst und hielt Haussuchung an seiner Person; aber hier wie dort fand man Nichts! Die Umstehenden machten lange Gesichter und wollten ihren Augen nicht trauen. Und doch war es so!

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt, ich sei so unschuldig, wie das Kind in Mutterleibe?" eiferte jetzt der Jude. „Werd' ich doch nicht werden zum Dieb an Leuten, mit denen ich gemacht hab' den Tag zuvor ein gut Geschäft! Glauben Sie denn nicht, daß Ehrlichkeit so gut zu finden ist bei dem Jud als dem Christ?"

„So viel ist sicher, der Peddler hat die gestohlenen Gegenstände nicht," sagte der Bürgermeister mit nachdenklicher Stimme. „Aber wer soll sie denn dann haben?"

„Der Jude hat sie unterwegs versteckt," rief jetzt der Vikarius. „Wie er merkte, daß er verfolgt würde, hat er natürlich das Corpus delicti bei Seite zu schaffen verstanden."

„Ja, ja," rief der große Haufe dem Vikarius nach, „der Jude hat die gestohlenen Sachen versteckt. Das ist so klar, wie zwei mal zwei vier macht. Heraus mit der Sprache, du verdammter Schmuh, wo hast du sie hingethan?"

Mit diesen Worten drangen die Leute auf den Juden ein, und wenn nicht Christian nebst einigen andern Ruhigeren zu

seinem Schutze herbeigesprungen wären, so würde es ihm ohne Zweifel übel ergangen seyn.

„Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe," schrie indessen der Jude, die Hände in Verzweiflung ringend. „Herr Pfarrer, Sie sollten doch seyn ein Vorbild in Milde und Liebe zu dem Nächsten, wie Ihre Religion lehrt; warum werfen Sie denn allen Verdacht auf mich? Kann es nicht auch gewesen seyn ein Anderer? Muß ich denn gestohlen haben, weil ich bin Einer von den Söhnen Abrahams? War doch der große Nazarener, an den Sie alle glauben, auch ein Sohn Abrahams und Jakobs und Moses!"

„Er lästert Gott," rief der Vikarius, voll Entsetzen die Augen zum Himmel verdrehend. „Nehmt ihn und thut mit ihm, wie sich's gebührt."

„Mit Nichten," sagte jetzt der Förster vortretend. „Ich hab' wohl die erste Stimme bei der Sache, denn ich bin's und Niemand anders, dem gestohlen wurde. Ich aber sage, laßt den Juden frei und unbelästigt abziehen. Zwar glaube auch ich, daß er der Dieb ist; denn wer soll's sonst seyn? Aber bewiesen ist ihm Nichts und somit könnte er doch wenigstens unschuldig seyn. Mein Grundsatz ist: lieber neun Schuldige freigelassen, als Einen Unschuldigen gehängt. Also pack' deine Sachen zusammen, Mensch, und pack' dich fort, so schnell du kannst."

„Ja und laß dich anderswo hängen," lachte der große Haufen, der durch den Machtspruch des Försters plötzlich anders gestimmt war.

„Der Herr Zebaoth sei gepriesen," stieß der Jude heraus, indem ein tiefer Seufzer sein Herz erleichterte. „Er ersetze

Euch Euern Verlust hundertfältig und bringe es an's Licht, wer der eigentliche Thäter war, damit meine Unschuld erkannt werde auch von meinen Feinden."

Schnell packte er seine Waaren wieder in seine Kisten und versäumte keinen Augenblick, mit denselben der Colonie den Rücken zu kehren.

„Ihr hättet ihn nicht sollen laufen lassen," eiferte der Vikarius giftig und vorwurfsvoll zugleich.

„Nein, es ist besser so," erwiederte der Bürgermeister. „Aber dafür sorgen wollen wir, daß eine ähnliche Scene nicht mehr vorkommen kann. Ich mache daher den Vorschlag, daß wir keinem Juden mehr Zutritt auf unserer Colonie gestatten."

„Das ist das Wahre," riefen viele Stimmen. „Der Bürgermeister hat Recht. Wenn sich wieder ein Jude bei uns sehen läßt, so machen wir kurzen Prozeß mit ihm. Es sind lauter geborne Hallunken, und der Beste ist keinen Schuß Pulver werth."

„Sie werden doch nicht im Ernste an eine solche Maßregel denken?" warf Christian schüchtern ein. „In diesem Lande haben Juden und Christen gleiche Rechte."

„Ich weiß das," entgegnete der Bürgermeister gereizt, indem eine hohe Röthe sein Gesicht färbte, denn er konnte den Widerspruch nicht gut ertragen. „Ich weiß das eben so gut, als du, junger Mensch, aber ich weiß auch, daß wir auf unserer Niederlassung Herr und Meister sind, und wenn wir die Juden ein für allemal von derselben ausschließen, so liegt dieß ganz in unserem Belieben."

„Ich kann die Juden auch nicht leiden," meinte der Förster; „es gibt mir allemal einen Stich, wenn ich nur mit

Einem verkehren muß; denn verbrennte Kinder fürchten das Feuer. Allein proscribiren möchte ich das Volk deßwegen doch nicht. Und du, Bürgermeister, wie steht's denn mit deiner vielberühmten religiösen Duldsamkeit? Wie reimt sich denn dein jetziges Verfahren mit den „gleichen politischen Rechten," oder gar noch den „angebornen Menschenrechten" der amerikanischen Republik, auf die du so hochmüthig thatest?"

Der Bürgermeister erwiederte keine Sylbe. Er fühlte vielleicht, daß ihm noch Einiges fehle, um, wie in der Theorie, auch in der Praxis ein guter Republikaner zu seyn.

So geringfügig auch an sich der Diebstahl war, von dem wir im vorigen Kapitel berichteten, — denn der Werth des gestohlenen Eigenthums betrug keine zweihundert Thaler, — so groß war doch seine moralische Nachwirkung. Es war dadurch eine gewisse Mißstimmung, sogar ein gewisses Mißtrauen eingetreten, das sich nicht leicht wieder verwischen ließ. Der Förster, der sich übrigens um den pecuniären Verlust weniger zu bekümmern schien, als um die Entbehrung jener Gegenstände „als besonders werther Angedenken," nannte den Diebstahl nur immer den „ersten Nagel in den Sarg von Germania" und hielt sich von jetzt an noch mehr isolirt, denn je zuvor. Wenn er nicht mit dem Fuhrwerk aus war, so ging er auf die Jagd, so unbefriedigend sie ihm auch erscheinen mochte; denn er kam selten mit erlegtem Wild nach Hause. Vielleicht war es ihm mehr darum zu thun, in der Gegend herumzustreifen und Beobachtungen anzustellen, als Jagdbeute zu gewinnen. Auch der Bürgermeister blieb von jetzt an viel allein, und man wollte sogar die Bemerkung machen, daß er der

schönen Wittwe, die sich sonst immer fast auffallend an ihn gedrängt hatte, mehr auswich, als ihr entgegenkam. Auch den Vikarius sah man wenig und der Doktor war ohnehin oft ganze Tage abwesend, weil er von den benachbarten Niederlassungen, deren jede fast eine ganze Tagreise entfernt war, viel in Anspruch genommen wurde. Er hatte sich zu dem Ende sogar ein eigenes Pferd und Fuhrwerk angeschafft, um seiner Kundschaft nachkommen zu können. Die übrigen Colonisten gingen ihrem Geschäfte, wie gewöhnlich nach, aber mit weniger Aufgelegtheit, als sonst, und oft standen sie gruppenweise bei einander und unterhielten sich in leiser Sprache. Nur Christian und Ferdinand bewahrten ihren alten Frohsinn, und wenn sie Abends, nach gethaner Arbeit, zusammen in den Busch spazieren gingen, nur allein von Ferdinands Schwester, der immer lieblicher aufblühenden Pauline, begleitet, so hätte man glauben können, es gebe keine drei glücklicheren Geschöpfe, als diese Drei. Oft und viel schaute ihnen der Förster mit bedeutsamem Blicke nach, und nickte wie segenspendend mit dem Kopfe dazu, aber eine Aeußerung ließ er über diese immer inniger werdende Freundschaft nicht fallen, noch weniger sprach er mit seinem Schwager darüber, der gar nichts davon zu bemerken schien.

So kam abermals ein Samstag herbei und abermals hatte Christian den Colonisten eine Ueberraschung bereitet. Heute sollte das erste Haus aufgerichtet werden! Es kam eine freudige Bewegung über Alle. Das erste Haus! — Letzten Sonntag die Kirche und auf den morgigen Sonntag das erste Haus! Sie sollten also doch nach und nach aus dem Zustande der Wildniß heraustreten, und wenn heute das erste Haus errichtet

wurde, so konnten in einem Vierteljahre Alle unter Dach und Fach seyn und ihr abgesondertes Eigenthum haben! Das Letztere war es eigentlich, das Allen am meisten am Herzen lag; denn der Mensch ist einmal ein Individuum, und darum hat er auch die Bedürfnisse eines Individuums. Er will Etwas haben, das er sein eigen nennen kann, zum Unterschied von dem, was Andere haben oder was er mit Andern gemeinsam hat. Darum hat ein totales Zusammenleben in Gemeinschaftlichkeit mit Andern, eine Communität, in welcher der einzelne Wille oder vielmehr der Wille und die Gewohnheit des Einzelnen aufgehen soll, immer etwas Unnatürliches an sich. Es hat vielleicht eine solche Communität schon große Resultate hervorgebracht, wie bei den Mönchen und Klöstern; aber das Glück der Menschen, ihre innere Zufriedenheit hat sie noch nie in ihrem Gefolge gehabt; denn noch immer waren in einer solchen Communität (man nennt sie auch wohl hie und da „socialistische Gemeinde“) die Einzelnen nichts anderes als die Sklaven des Oberhirten. Neunundneunzig geben ihre Individualität auf, um den Willen des Hundertsten auszuführen. War dieser Hundertste ein Mann von Kopf und vielleicht auch von Herz, so bestand die Gemeinde und wuchs an Reichthum und Wohlhabenheit, wie hundert Einzelne nie gewachsen wären; aber starb dieser Hundertste und gab einem Andern Raum, der nicht so hervorragte, so zerfiel der künstliche Bau wieder in seine Einzelnheiten und gab denselben Erlaubniß, sich als Individuen naturgemäß zu entwickeln.

Das erste Haus! Die Gewißheit, daß sie nun bald sich in Familien absondern dürften! Wie freudig legten die Colonisten Hand an! Alle Feldarbeit war für diesen Tag einge-

stellt; denn Christian konnte fast keiner Hand entbehren. Jeder mußte mithelfen, um das Gebäude heute noch wenigstens in seinen äußern Theilen zu vollenden. Allerdings war's kein Haus, wie wir uns ein solches vorzustellen gewohnt sind. Nicht Ein Stein war dazu verwendet, und noch weniger Kalk und Speis. Es waren kaum nothdürftig zugehauene Balken, die auf einander gelegt und durch schwere hölzerne Nägel mit einander verbunden waren. Nur der erste Balken lag in der Erde, welche zu dem Ende einen halben Schuh tief ausgegraben wurde; der zweite Balken lag der Länge nach auf dem ersten und so der dritte, vierte und fünfte, bis das ganze Viereck seine zwölf Fuß Höhe hatte. Dann sägte man Löcher in das rohe Gerüste, um Fenster darein zu fügen; dann schnitt man die Hausthüre ein und die Fugen, auf welchen die Dachbalken ruhen mußten. Das war der ganze künstliche Bau, aber es war doch eine wetterfeste, heizbare Wohnung! Allerdings lagen die Balken nicht so fest auf einander, daß man nicht durchsehen, ja sogar oft mit der Hand durchlangen konnte; allein die Löcher wurden von innen heraus mit Moos und Lehm vollgestopft und dann Bretter darüber genagelt, so daß kein Lüftchen in die getäferte Stube dringen konnte. Ebenfalls von Lehm war der obere Theil des Kamins, nur der Ofen selbst sollte von Eisen seyn und mit der nächsten Bretterfuhre herbeigeschafft werden. Der innere Raum wurde vermittelst eines Bretterverschlags in drei Räume abgetheilt, ein Wohnzimmer und zwei Schlafstuben. Das Dach, ebenfalls von Brettern, wurde mit schweren Steinen belegt, damit die starken Windstöße, die den Winter über hier herrschen, es nicht abheben konnten. Eine schmale Stiege führte von einem der Schlaf-

zimmer auf den Dachbodenraum, der zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und von sonstigen Haushaltungs-Gegenständen dienen mochte.

Alle hatten freudig zusammengeholfen, um den stolzen Bau noch vor Nacht vollenden zu helfen, um den andern Tag, an einem Sonntag, den Anblick eines fertigen Hauses zu haben! Das Werk war gelungen, wenigstens was den äußeren Umriß betraf. Im Innern aber arbeitete Christian noch fast bis an den Morgen, um die Bretterverschläge, den Dachboden, die Vertäferung festzunageln. Wie er sich endlich zu kurzer Ruhe zurückzog, konnte er sich sagen, sein Meisterwerk vollbracht zu haben; denn mit den geringen Hülfsmitteln, die ihm hier in der Wildniß zu Gebot standen, war es nicht wohl möglich, etwas Besseres zu leisten.

Abermals, wie vor acht Tagen, war es ein freudiges Erwachen für die Colonisten. Auf dem Dache des neuen Hauses stack ein hoher Tannenwipfel, die freudige Urkunde des vollendeten Baues. Alle standen bewundernd vor dem einfachen Blockhause. In manchem weiblichen Auge aber schimmerte eine Thräne, vielleicht eine Thräne der Wehmuth, vielleicht eine Thräne der Erinnerung an die alte Heimath! Dort hätte der Aermste sich geweigert, in einer solchen Behausung zu wohnen, hier war sie das Prachtgebäude, das der Bürgermeister mit seiner Familie beziehen sollte! Es war nämlich eine Art stiller Uebereinkunft, daß der Bürgermeister als der Erste des Ortes auch das erste Haus besitzen sollte, und der Bürgermeister nahm diese Ehrenbezeugung als eine sich von selbst verstehende an, ob er gleich hätte sehen können, daß nicht Alle derlei Rücksichtlichkeit theilten, sondern der Meinung waren, es sollte keinerlei Bevorzugung

geben. Für's Erste war freilich diese Meinung nur eine innere, eine vielleicht noch nicht einmal zum klaren Bewußtseyn gekommene; aber es sollte bald die Zeit erscheinen, wo die Leute so sprachen, wie sie jetzt noch kaum zu denken wagten!

Das die letzte Zeit her ziemlich ernsthafte Gesicht des Bürgermeisters hellte sich auf, als er sein fertiges Haus erblickte, und wie ihn sein Sohn Ferdinand bei der Hand nahm und in's Innere führte, überkam ihn sogar eine tiefe Rührung. Da war nämlich Alles schon hergerichtet, daß er nur einzuziehen brauchte. Vorn stand ein großer Tisch, und um den Tisch herum sechs Stühle. In den Schlafzimmern standen Bettstellen und an den Wänden herum liefen breite Bänke. Freilich bestanden diese Meubels nur aus gewöhnlichen, kaum gehobelten Brettern; aber in der Wildniß gilt Tannenholz so viel, wie Mahagoni und Pallisander in den Städten. Am lieblichsten überrascht war Pauline, denn in ihrem Schlafstübchen stand in der Ecke ein Waschtischchen und über dem Waschtischchen hing ein Spiegel, der ihre hellerröthenden Wangen gar lustig wiederstrahlte.

„Du böser, böser Mensch," rief sie auf Christian zugehend, der ihr in das Kämmerchen gefolgt war. „Das hast du und kein Anderer gethan. Glaubst du denn, ich sey so gar arg eitel, daß du mir einen Spiegel hier herein setzen mußtest?"

Und dann faßte sie den „bösen, bösen" Menschen bei den Händen und schaute ihm so hell und freundlich in's Gesicht, bis ihr die Augen übergingen und über die lächelnden Wangen die Freudenthränen herabliefen.

„Ferdinand, du bist ein wackerer Sohn," sagte der überraschte Bürgermeister, als er das Ameublement betrachtete.

„O, nicht ich, Vater," erwiederte Ferdinand. „Es kommt Alles von Christian."

„Wirklich?" entgegnete der Bürgermeister, indem ein sonderbarer Zug über sein Gesicht hinlief. „Es werden der Verbindlichkeiten nach und nach fast zu viele."

„Höre Christian," rief der Förster fröhlich, „ich werde dich noch zu meinem Hofbaumeister und Oberbaurath ernennen müssen, wenn du so fortmachst. Aber nicht wahr, Schwager, es ist ein Allerweltsbursche, der Christian Rau, und für uns mehr werth, als ein ganz Regiment deutscher Zimmergesellen?"

Der Oberbürgermeister nickte bejahend, sagte aber keine Sylbe.

Nach der Predigt und dem gemeinsamen Mittagsmahl ward ihnen noch eine andere Ueberraschung zu Theil. Es kam nämlich ein alter Mann angeritten, den der Förster fast wie einen Bekannten begrüßte, ob er gleich sonst allen gänzlich fremd war. Der Mann war nämlich ein pensylvanischer Deutscher, der sich vor etwelchen Jahren in der Nachbarschaft angesiedelt und den der Förster auf seinen Kreuz- und Querzügen in der letzten Zeit kennen gelernt hatte.

„Nun das ist schön," rief der Förster freudig, „daß Ihr uns heimsucht. Ich hätte fast geglaubt, der Weg werde Euch zu weit seyn."

„Ich habe die Zeit gekannt," erwiederte der Fremde mit bedächtiger Stimme, „wo ich fünfzig Meilen weit reiten mußte, wenn ich ein weißes Gesicht sehen wollte. Es ist freilich schon einige Jahre her, aber mir noch so klar vor dem Gedächtniß, wie wenn's gestern gewesen wäre. Sollte ich nun einen Spazier-

ritt von zwanzig Meilen scheuen, um meine neuen Nachbarn einmal zu begrüßen?"

Er stieg ab, und ließ sich unter den Leuten nieder. Seine Farm lag, wie er ihnen erzählte, etwa zwanzig Meilen mehr südlich, in einem schönen fruchtbaren Thale.

„Ich wundere mich," fuhr er fort, „wie Ihr gerade diesen Platz hier auswählen konntet! 's gibt ja noch Land in Hülle und Fülle in den Thälern, sogar noch bei mir herum, obgleich mein Thal das beste in der ganzen Gegend ist! Wundere mich wirklich, wie man auf die Höhe und in den Sumpf ziehen mag, aus purer Liebhaberei! Oder geschah's aus Sparsamkeit? Was kostet dich das Land hier, Nachbar?"

Mit diesen Worten wandte er sich an den Bürgermeister, der über die Vertraulichkeit des Fremden nicht wenig erstaunt war. Doch wollte er kein Wort darüber verlieren, da dieses „Du" dem Fremden offenbar eine Gewohnheit war, wie auch in der That alle pensylvanischen Bauern Jedermann ohne Unterschied dutzen, nicht aus Rohheit oder Aufdringlichkeit, sondern weil es bei ihnen Landessitte ist.

„Wir haben zweitausend Thaler für fünfhundert Acres bezahlt," erwiederte der Bürgermeister, „und haben das Recht noch tausend Acres zu demselben Preis zu bekommen."

„So!" versetzte der Pensylvanier trocken, doch nicht ohne daß ein leichtes Lächeln über seine strengen Züge lief. „So! dieß Vorrecht habt Ihr! Hast du den Kauf abgeschlossen, Nachbar?

„Nein" erwiederte dieser, „nicht ich, sondern unser Pfarrherr hier." Dabei deutete er auf den eben herbeitretenden Vikarius.

Der Fremde betrachtete den Vikarius lange, fast zu lange für den Letzteren; denn dieser war genöthigt, seine Augen vor dem festen Blicke des alten Farmers niederzuschlagen.

„Wie viel hast du bei dem Handel gemacht, Freund?“ fragte der Farmer den verlegenen Vikar, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte der Geistliche, ohne den Blick zu erheben und mit hoch errötheten Wangen.

„Ich meine, wie viel du von den zweitausend Thalern in deine Tasche gesteckt hast?“ fuhr der alte Mann ruhig und ernst fort. „Das Land hier ist keine zwei Thaler der Acre werth, denn man kann bei mir im Thale hart am Flusse noch fruchtbares Land genug zu vier, sogar drei Thalern haben. Wie hast du es mögen übers Herz bringen, deine Leute hier, wegen vielleicht elender fünfhundert Thaler, die du als Mäklerlohn erhalten hast, auf einen unfruchtbaren Boden hin zu setzen, während in der nächsten Nachbarschaft das vorzüglichste Waldland um denselben Preis zu bekommen ist?“

„Sie thun dem Manne Unrecht,“ nahm der Bürgermeister das Wort. „Wenn er zu theuer eingekauft hat, so ist er selbst geprellt worden. Uebrigens, ich halte das Land nicht für so schlecht und unfruchtbar, als Sie es darstellen.“

„Du bist noch grün, Nachbar,“ versetzte der alte Mann, bedächtig eine Prise nehmend. „Wenn der Mann hier geprellt worden ist, so sollte er dümmer aussehen, als er thut. Was aber dein Land anbelangt, so will ich es dir nicht entleidet machen. Kommt's dir fruchtbar genug vor, so bin ich's auch zufrieden. Doch komm einmal zu mir in's Thal hinunter, dann kannst du den Unterschied finden. Will dir einen Rath

geben, Nachbar, kauf' die andern tausend Acres noch nicht; man wird dir sie in kurzer Zeit um die Hälfte nachwerfen wollen."

Der Bürgermeister war offenbar mißstimmt und gab keine Antwort. Der Vikar hatte sich in der Stille davongeschlichen und die Colonisten sahen einander mit bedeutsamen Blicken in's Auge.

„Sind das Alles deine Leute, Nachbar?" fuhr der Fremde nach einer Weile fort, auf die Colonisten hindeutend.

„Nicht doch," erwiederte der Bürgermeister. „Wir haben uns nur zu einem gemeinsamen Zwecke verbunden und bilden eine Colonie."

„Aha, ich merke," meinte der Farmer. „Hab' einmal in den Zeitungen von solchen Colonien gehört. Sie nennen's, glaub' ich, socialistisch oder communistisch. 'S kommt Nichts dabei heraus, Nachbar. Hab' noch keinen Menschen gefunden, der nicht lieber für sich und für seinen Nutzen gearbeitet hätte, als für den Nutzen eines Andern oder einer ganzen Gemeinde. Association ist schon recht unter Zweien oder Dreien, wenn sie einander brauchen und allein nichts ausrichten können. Aber Güter- und Eßgemeinschaft? Warum nicht lieber auch noch Weiber- und Kindergemeinschaft? Es thut kein Gut in die Länge, sage ich dir, außer wenn du den Papst machst und die Andern als deine Kirchendiener fungiren."

„O, so ist's nicht gemeint," entgegnete der Bürgermeister. „Wir werden schon abtheilen, wenn wir erst einmal unsere eigenen Häuser für jede Familie besitzen. Dann ist Jeder für sich und nur vorderhand leben wir in Gemeinschaft."

„Ei, wer hat denn das Haus da gebaut? fragte jetzt der

alte Farmer aufstehend, und auf die neue Bürgermeisters Wohnung zugehend. — „So, du bist der Künstler," fuhr er freundlich fort, als man ihm den Christian Rau gezeigt hatte. „Hast vielleicht auch den Brunnen gemacht, an dem ich gerade vorhin vorbeigeritten bin? Und die Kirche da hast auch eingerichtet? Wollte, du kämest einmal auf ein Jahr zu mir, oder du würdest dich in meinem Thale ansiedeln. Wüßte einen prächtigen Platz für dich! Gerade, wie für dich gemacht! Verstehst dich doch auf's Mühlebauen? Mußt dich drauf verstehen, da du ein Maschinist bist, wie du sagst. Wahrhaftig, wäre ein mächtig guter Platz für dich!"

Christian mußte ihm die Hand drauf geben, daß er ihn in der nächsten Zeit wenigstens besuchen wolle. „Muß noch einmal drauf kommen," fuhr dann der Fremde fort. „S' thut doch nicht lange gut bei Euch mit Eurer Compagnieschaft. Werdet's sehen, ich habe Recht. Drum steckt nicht zu viel Geld in den Platz hier. Wenn aber Einer, der ein tüchtiger Arbeiter ist, in unserem Thal sich ansiedeln will, so darf er nur zu mir kommen, ich will ihm beistehen und auch dafür sorgen, daß er nicht so über die Ohren gehauen wird, wie Ihr hier worden seyd. Und du, junger Baumeister, du mußt zu allererst kommen, denn für dich weiß ich eine Wasserkraft, die dich in kurzer Zeit zum reichen Mann macht, denn eine Mühle könnten wir gar sehr brauchen, und bis jetzt fehlte es nur an dem rechten Mann, eine solche zu errichten."

Die Unterhaltung nahm nun einen andern Verlauf, denn Pauline brachte auf ihres Oheims Wink einige Erfrischungen: Milch, Brod und gesalzenes Fleisch. Etwas Besseres hatten sie nicht. Noch eine gute Stunde blieb der alte Farmer, ließ sich

Alles zeigen und gab da und dort Rathschläge, wie Dieß oder Jenes mit wenig Mühe und Unkosten eingerichtet werden könnte. Endlich nahm der Mann Abschied, um wieder seiner Heimath zuzureiten.

„Nichts für ungut, Nachbar," sprach er zuletzt zum Bürgermeister. „Bin's so gewohnt, grad aus von der Leber weg zu reden. Mußt's nicht krumm nehmen. Es ist Alles ehrlich gemeint."

So ritt er fort, vom Förster und Christian eine Strecke Wegs begleitet. Der Bürgermeister brachte es nicht übers Herz, ihm das Geleite zu geben, denn die Bemerkungen des alten Mannes hatten ihn in seinem tiefsten Innern beleidigt. Die Beleidigung sitzt immer um so tiefer, je näher sie der Wahrheit kommt, und daß der „Nachbar," wie er sich selbst nannte, in manchen Stücken Recht haben mochte, das mußte sich der Bürgermeister selbst gestehen, ob er gleich nicht wollte. Sollte derselbe in der That auch darin Recht haben, daß der Vikar ihn und die Seinigen wissentlich und absichtlich betrogen habe? Darüber, daß das Land zu theuer eingekauft, daß ein Yankeestück, d. h. eine amerikanische Uebervortheilung an ihnen begangen worden sey, darüber war kein Zweifel. Dieß passirte jedoch fast allen Einwanderern, woher auch das Sprüchwort kommt, daß das deutsche Geld erst fort muß, ehe der Einwanderer es zu Etwas bringt. Allein ein absichtlicher Betrug von dem Vikar? Bah, er konnte es nicht glauben. Doch ärgerte es ihn, daß das Ding so offen und ungenirt vor Gott und der Welt ausgesprochen worden war. Noch mehr ärgerte ihn das ungeschminkte Lob, welches dem Christian zugetheilt wurde. Als ob etwas Besonderes dran wäre, in dem, was der Christian

that, oder wie er es einrichtete! Der junge Mensch that doch nur seine Schuldigkeit, nicht mehr, als jeder tüchtige Zimmermann und Maurer auch thun konnte, warum ihn also so sehr herausstreichen, offenbar auf Kosten Anderer? Der Aerger ließ ihn nicht zu Hause bleiben. Er mochte das Haus nicht ansehen, welches ihm von Christian eingerichtet worden war, denn, dachte er, „der Gelbschnabel wird jetzt seine Nase noch höher tragen.“ Er hatte nämlich den leisen Widerspruch Christians bei der Judenaustreibungsparthie nicht vergessen und war schon damals darüber erbost, daß ihn der junge Mensch gleichsam zurechtgewiesen habe.

So schlenderte er langsam, die Augen auf den Boden gesenkt, vorwärts. Plötzlich, unversehens stand die schöne Wittwe vor ihm. Er erschrack förmlich, als er ihrer ansichtig wurde; denn er hatte sie die letzte Zeit fast absichtlich vermieden, weil sie ihm nach seiner instinctiven Meinung anfing, zu gefährlich zu werden.

„Bin ich eine so gar unwillkommene Erscheinung, daß Sie förmlich vor mir zusammenfahren,“ sagte sie mit süßem, wenngleich melancholischem Lächeln.

„Ich vermuthete nicht, Sie hier zu sehen,“ erwiederte der Bürgermeister, „und zudem sind mir heute Dinge vorgekommen, die meine Nerven etwas aufgeregt haben.“

„Gewiß, er war ein rechter, roher Bauer, der alte Farmer da,“ meinte sie. „Man sieht doch gleich, welch himmelhoher Unterschied zwischen dem Mann von Bildung ist und zwischen dem Naturmenschen. Und zudem seine ärmlichen Verdächtigungen und noch ärmlicheren Lobeserhebungen!“

„Glauben Sie also nicht,“ versetzte der Bürgermeister

rasch, ohne von den allerletzten Worten der Frau anscheinend weiter Notiz zu nehmen, ob man gleich an dem Zucken seiner Augen wohl sehen konnte, daß der Hieb, den die Wittwe nach dem Christian führte, festsaß. „Sie glauben also nicht, daß der Vikar in der Schuld ist, wenn wir von dem Amerikaner, dem dieses Feld gehörte, übervortheilt worden sind!"

Frau Karoline Heringen lachte laut auf. „Nun ich denke, Sie wissen," meinte sie, „oder könnten es doch wenigstens schon gemerkt haben, daß ich keine besondere Freundin des Vikarius bin. Im Gegentheil, seine schwarzen Fangzähne erschrecken mich immer, wenn ich sie nur von weitem sehe. Aber was wahr ist, bleibt wahr. Zu einem Betrug, und besonders zu einem Betrug dieser Art ist der Mann gar nicht fähig. Es fehlt ihm, außer dem Willen, sogar die Kraft dazu. Wie könnte ein Mann, wie Sie, ein Mann von Ihren hervorragenden Eigenschaften sich in der Person eines Werkzeuges so sehr getäuscht haben! Vergessen Sie die dumme, plumpe Verdächtigung. Seyn Sie wieder heiter, wieder derselbe bezaubernde Mann der Gesellschaft, als welcher Sie nur zu gefährlich auf ein empfänglich weiblich Gemüth wirken!"

Sie waren während dieses Gesprächs stehen geblieben und Frau Karoline hatte wie in der Vergessenheit während ihrer Anrede an ihren Begleiter beide Hände auf dessen Schulter gelegt. Sie stand so nahe vor ihm, daß ihr warmer Athem ihn berührte und electrisirte. Nunmehr aber zog sie, tief erröthend, ihre Hände schnell zurück und wandte sich zur Seite, als hätte sie viel zu viel gesagt.

„Sie sind ein Engel, Karoline," erwiederte der Bürgermeister stürmisch, „ein Engel an Schönheit, Güte und Verstand.

Wenn ich hoffen könnte, daß Sie meine fünfzig Jahre nicht zu hoch in die Waagschale werfen würden? Ach, Karoline, ich wollte Sie meiden, ich meinte für einen Mann mit zwei erwachsenen Kindern sey es unmöglich, ein Herz zu gewinnen, nach dessen Besitz zu streben dem Edelsten nur erlaubt seyn kann. Und doch, wenn ich Sie so ansehe, wäre es möglich, Karoline, daß Sie ein wenig, nur ein ganz klein wenig für mich fühlten?"

Er schlang seinen Arm um sie und zog sie an sich. Und sie widerstrebte nur schwach und barg bald ihr Antlitz an seiner Brust.

„Wenn uns Jemand erblickte!" flüsterte sie endlich. „Komm, laß uns weiter gehen."

„Bald werde ich meinen Stolz drein setzen," entgegnete er, „daß uns Jedermann so erblickt. Denn sobald es der Zustand der Colonie zuläßt, sobald ich dir ein Hauswesen bieten kann, wie es deine Erziehung, deine Bildung erfordert, treten wir öffentlich als Brautleute auf. Einstweilen erlaube mir, daß ich mein Glück im Stillen berge. Ich muß doch vorher noch Verschiedenes mit meinen Kindern und meinem Schwager ordnen und da möchte ich nicht, daß unsere Verbindung zu früh lautbar würde."

Der Bürgermeister war bei den letzten Worten wieder ernst und nachdenklich geworden. Er war mit sich zu Rathe gegangen gewesen und hatte fest beschlossen gehabt, aus Rücksicht auf sein Alter und seine großgewachsenen Kinder auf ein Glück zu verzichten, das ihm in der Verbindung mit der schönen Wittwe zu blühen schien. Allein daß die besten Vorsätze oft vor den Eindrücken eines Augenblicks wie Wachs dahinschmel-

nur wenige Minuten zuvor eine Verbindung einzugehen versprach, die doch zum mindesten weniger naturgemäß ist, als die, welche er verhindern will! Und diesen Mann sollte es nicht erlaubt seyn, für seinen verblendeten Hochmuth zu strafen? Alter Narr, Karoline Heringen hält dich fest, bis der Besitz deiner Mittel ihr den Weg bahnt zu dem ihr vorgesteckten Ziele. Also auf dem Leibe trägst du sie, deine ersammelten Güter? Ha, ha, ha! Ein vorsichtiger alter Bursche! Aber ich will dir die schwere Last abnehmen, und wenn ich mich dazu entschließen müßte, noch einen ganzen Monat lang das langweilige Schäferspiel in der Wildniß fortzusetzen."

Sie ging langsam und nachdenkend den Zelten zu, während der Bürgermeister mit unausgesetzter Eile seinem Ziele nachrannte.

In der That war es Christian Rau und Pauline Rothwang, des Bürgermeisters Tochter, welche der Letztere von seinem Liebessitze neben Karoline Heringen ausgespäht hatte. Christian hatte nämlich, nachdem er von der Begleitung des alten Farmers zurückgekehrt war, seinen gewöhnlichen Spaziergang mit Pauline angetreten. Ferdinand war dießmal zurückgeblieben, weil er ein kleines Geschäft, das er angefangen, vollenden wollte. Er versprach, mit dem Oheim in kurzer Zeit nachzukommen.

So war denn Christian zum ersten Male allein mit seiner Pauline. Still gingen sie neben einander her. Sie hatten so oft im Stillen den Augenblick herbeigesehnt, wo sie sich ungestört gegen einander aussprechen könnten, und nun waren sie zu verlegen, auch nur ein Wort an einander zu richten. Einmal wagte es Christian, seine Augen zu Paulinen zu erheben, aber eben so schnell senkte er sie wieder, hoch erröthend. Und

mit ihm erröthete Pauline, ohne sich's bewußt zu seyn, warum sie erröthete. Sie waren zwei unschuldige Kinder und sich ihrer Liebe zu einander noch nicht einmal bewußt. Wie ganz anders hatten sich Frau Karoline und ihr neuester Anbeter gegen einander benommen!

„Weißt du noch, Christian?“ sagte endlich Pauline, ihr lächelndes Gesicht zu ihrem Begleiter wendend. „Vor zehn Jahren sind wir Sonntags auch allemal in den Wald gegangen, aber in den schönen Wald unserer Heimath, wo die Vögel alle Morgen und Mittag und Abends Concert gaben. Ach, wie schön und lustig war's damals!“

„Ja,“ entgegnete Christian, „und dann jagten wir Schmetterlinge und sammelten Blumen, und du wandest uns ein Sträußchen und wir steckten's auf die Mützen und ich stellte einen Conscribirten vor, der von seinem Schatz Abschied nimmt, und der Schatz warst du.“

Abermals trat eine augenblickliche Stille ein, denn die letzten Worte Christians, die ihm unwillkührlich in den Mund kamen, versetzten Beide in so große Verlegenheit, daß ihre Blicke den Boden suchten, als fürchteten sie sich, einander zu begegnen.

„Einmal aber wäre es mir fast schlecht ergangen,“ fuhr endlich Pauline fort, und ward schon durch die Erinnerung bleich. „Weißt du noch, wo wir in das kalte Loch hinabsteigen wollten, und ich ausklitschte und ganz gewiß die Felsen hinabgestürzt wäre, wenn du mir nicht nachgesprungen und mich gehalten hättest. Ach Christian, du hast damals dein Leben für mich auf's Spiel gesetzt!“

„Und zu jeder Stunde, zu jeder Minute würde ich's wieder auf's Spiel setzen,“ rief der junge Mann feurig und seine

Augen glänzten dabei, wie zwei helle funkelnde Sterne. „Gieb mir Gelegenheit, Pauline, daß ich's dir beweise."

„Und weißt du noch, wie du mir die Eier aus dem Vogelneste herabholtest?" fuhr Pauline eifrig fort, indem alles Blut in ihre Wangen trat. „Das Nestchen war auf einem schwanken Aste und ich hab' jetzt noch Angst, wenn ich dran denke, wie leicht der dünne Ast hätte brechen können. Ich war doch immer ein recht ausgelassenes, dummes Ding, daß ich solche Sachen von dir verlangte. Du mußt oft recht böse auf mich gewesen seyn!"

„Du warst in meinen Augen stets das lieblichste Wesen auf der Welt," rief nun Christian mit aufschwellendem Gefühl, „und wenn ich mir die Engel im Himmel dachte, so dachte ich sie mir mit deinen Augen und deiner Stimme. Ach Pauline, du weißt nicht, wie mir's war, als ich diese langen drei Jahre hier zubrachte, ohne dich einmal sehen zu können, ja ohne nur einen Gruß von dir zu bekommen!"

„Glaubst du, ich hätte nicht auch an dich gedacht?" eiferte Pauline. „Vielleicht mehr, als du an mich. Und wie ich so gar arg weinen mußte, als wir von unserer schönen Heimath Abschied nahmen, da hat mich fast nur Eines getröstet, der Gedanke, dir wieder zu begegnen."

„Bist du mir wirklich ein wenig gut?" flüsterte jetzt Christian und wagte es, die Hand seiner Begleiterin zu ergreifen. „Wenn ich nur nicht ein gar zu armer Bursche wäre! Und doch wenn ich dran denke, daß vielleicht die Zeit kommt, wo wir uns abermals trennen müssen, ich glaub' kaum, daß ich's durchmache."

„Wir sind ja jetzt in einem Lande, wo Jeder dem Andern

gleich steht," versetzte Pauline noch leiser. „Und der Oheim und mein Bruder lieben dich wie einen Bruder und Vetter."

„Aber dein Vater, Pauline?" entgegnete Christian.

Kaum hatte er dieß Wort mehr gedacht, als geflüstert, so fuhren die beiden Liebenden wie entsetzt auseinander, denn der Vater Paulinens stand vor ihnen. Sie hatten ihn nicht kommen hören, nicht kommen sehen, so vertieft waren sie in sich selber! Sie waren sich keines Unrechts bewußt und doch standen sie, als hätten sie ein schweres Verbrechen begangen!

„Elender," rief der Bürgermeister mit vor Zorn bebender Stimme. „So vergiltst du meine Freundschaft? Hinter meinem Rücken verführst du mir die Tochter?"

„Vater, du thust ihm Unrecht," entgegnete Pauline, sich gegen den Bürgermeister aufrichtend. „Christian hat nie was Böses gedacht, noch viel weniger gethan."

„Schweig still, ungerathene Dirne," fuhr der Bürgermeister immer zorniger werdend fort. „Packe dich fort, nach dem Hause. Ich werde nachher ein Wort mit dir reden."

„Nein, Vater," rief diese mit fester Stimme, obgleich blaß wie der Tod. „Nein ich gehe nicht. Du darfst nicht im Jähzorn handeln, sonst gereut's dich nachher, was du gethan."

„Herr Bürgermeister," entgegnete jetzt Christian, indem seine Wangen anfingen, sich höher zu färben. „Ich bin kein Elender, wie Sie mich eben genannt haben. Ich habe vielleicht Unrecht gethan, daß ich es wagte, meine Augen zu Ihrer Tochter zu erheben, aber mein Gefühl hat mich hingerissen. Ich weiß, ich bin arm und unangesehen, nur des Dorfschützen Sohn; aber ich habe darnach gestrebt, den Mangel durch Fleiß und Arbeit auszugleichen. Seyen Sie nicht hart und streng

gegen uns. Ich will mich mühen, empor zu kommen und vielleicht gelingt mir's durch das, was ich gelernt, mit der Zeit den Makel meiner Armuth und Geburt auszugleichen. Lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß ich dereinst noch die erringen kann, die ich von ganzer Seele liebe."

Er sprach sanft und bescheiden, fast wehmüthig. Aber auf den stolzen Bürgermeister machten seine Worte keinen Eindruck. Im Gegentheil, dieser lachte hell auf, wie wenn ihm der Gedanke an eine solche Möglichkeit schon als ein Wahnsinn erschienen wäre!

„Du denkst im Ernste daran, mein Tochtermann zu werden?" höhnte er. „Du meines früheren Schützen ärmlicher Bube, du der Tochtermann des Bürgermeisters! Bei Gott, das müßte eine lustige Nachricht für die draußen in Deutschland seyn! Die würden die Nase rümpfen und sich den Bauch halten vor Lachen! Aber freilich du bist ja schon ein paar Jahre länger im Lande, als ich! Du hast all' die Unverschämtheit dieses Gesindels schon angenommen! Freilich, ich dachte nicht gleich daran, erst gestern hat noch der alte Narr von Farmer, im Thale drunten, dich hoch bevorzugt vor uns Allen! Natürlich, ich muß am Ende froh seyn, daß du mich nur der Ehre würdigst, in meine Familie eintreten zu wollen! Nein, mein Bursche," fuhr er mit erhobener, vom Zorne fast erstickter Stimme fort, „du bleibst was du bist und ich bleibe was ich bin. Ich habe dir nicht gerufen, zu uns auf Germania zu kommen, du hast dich uns aufgedrängt. Also mach, daß du wieder fortkommst, oder ich werde dir den Weg mit der Hundspeitsche weisen."

„So ist es gemeint?" erwiederte Christian leise, kaum

hörbar, indem sich alles Blut zu seinem Herzen drängte, daß er meinte umsinken zu müssen. „Ich gehe, Herr Bürgermeister, ich gehe gleich heute. Mögen Sie Ihre harten Worte nie gereuen!"

„Je schneller, desto besser!" fuhr der Bürgermeister fort, der sich gewissermaßen immer ärger in Wuth hineinredete. „Aber du sollst dich nicht nachher rühmen, mir umsonst Dienste gethan zu haben. Rechne es aus, wie viel ich dir schulde. Ich werde nicht knickern, wenn ich dich nur nicht mehr sehe."

„Herr!" sagte jetzt Christian, und seine Augen fingen an zu leuchten. „Alles hat seine Grenzen. Harte Worte konnte ich ertragen, aber Demüthigung, Herabwürdigung! Nehmen Sie Ihre Worte zurück, daß ich mich nicht vergesse."

„Mein Herr Schwager übt sich, wie es scheint, in Stylübungen über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihnen. Sie gehörte dem Förster an, der dem Christian mit Ferdinand gefolgt war und schon eine Zeit lang dem Donnerwetter zuhörte, das der Bürgermeister in diesem Augenblicke aufzuführen beliebte. „Geh' mit Pauline nach Hause, Ferdinand," fuhr der Förster fort. „Und du Pauline, weine nicht; es wird noch Alles recht werden. Darauf verpfände ich dir mein Wort."

„Und ich das meinige," setzte Ferdinand mit fester Stimme hinzu. „Christian, du gehst nicht, bis wir mit einander gesprochen haben. Wir bleiben Freunde, es mag kommen, was da wolle."

Mit diesen Worten gab er seiner Schwester den Arm und führte sie der Heimath zu. Es trat nun eine augenblickliche

Pause ein, welche weder Christian noch der Bürgermeister zu unterbrechen versuchten.

„Sag' einmal, Schwager," sagte endlich der Förster, „warum bist du denn nicht lieber in Deutschland geblieben? Glaubst du denn, hier frage Einer einen Pfifferling darnach, ob du früher der reiche Bürgermeister von So und So gewesen bist oder nicht? Meinst du denn, hier sey es ein Verbrechen, wenn ein geschickter junger Mann, er mag nun ein Taglöhners Sohn seyn oder einst, sein Auge zu einem Mädchen erhebt, dessen Vater einst höher stand, als sein Vater? Pfui, Henker, ich schäme mich für dich, Schwager. Und wenn nun das Mädchen hergeht und heirathet den Christian, du magst dein Jawort geben oder nicht, was willst du denn machen? Nichts kannst du machen, denn sie hat volle Freiheit, dieß zu thun, nach hiesigen Gesetzen."

„Aber sie wird's nicht thun," erwiederte der Bürgermeister. „Dazu kenne ich sie zu gut."

„Ich glaub's auch nicht," meinte der Förster. „Sie ist zu gut dazu erzogen, wenigstens nach deutschen Begriffen. Aber dir geschähe es schon recht, wenn sie's thäte, denn dein dummer Standeshochmuth wird und muß doch noch gestraft werden. Es wäre was anders, wenn du sagen könntest, der Christian sey ihr nicht gleich an Bildung und Kenntnissen, denn solche ungleiche Paare werden immer unglücklich. Aber gerade das Gegentheil! Jetzt sehe ich's übrigens ein, daß der alte Farmer aus Pensylvanien recht hatte, wenn er mir gestern sagte, wir Deutsche passen in der ersten Generation gewöhnlich nicht nach Amerika, denn entweder werden wir roh und gemein, weil uns keine Polizei daran hindert und weil wir doch die „Freiheit" nützen müssen, oder

aber behalten wir unsere mit der Milch eingesogenen Vorurtheile und spielen den Vornehmen gegen die, so mit uns nicht auf gleicher Stufe stehen. Erst mit der zweiten Generation amerikanisiren wir uns, oder auch, wenn wir ganz jung herüber kommen, oder noch öfter, wenn uns das Unglück dazu treibt und nöthigt, daß wir den Kopf tüchtig verstoßen, wozu die Herren Eingebornen nicht unterlassen, das ihrige redlich beizutragen. So nun weißt, wie mir's zu Muthe ist, Schwager, und nun komm', Christian, hier kannst du nach dem, was vorgefallen, nicht bleiben, sondern du mußt uns unserem Schicksal überlassen. Zurückkehren kannst du erst, wenn dich der gestrenge Herr hier selbst dazu auffordert. Also komm'. Ich hab' dich hierher gebracht, ich will dich auch wieder fortführen."

Der Bürgermeister ging allein nach Hause. Noch nie seit seiner Abreise aus Deutschland hatte er sich so verstimmt, so unzufrieden mit sich selbst gefühlt.

Der Streit und in Folge dessen die Veruneinigung des Christian Rau mit dem Bürgermeister hatte in der kleinen Colonie die größte Aufregung hervorgerufen. Manche waren allerdings unter den Colonisten, welche mit Lust und Freude dem bevorstehenden Abgang des jungen Mannes entgegensahen, denn sie hatten sich immer über sein ruhiges, festes Wirken geärgert, wie es denn die Eigenschaft gemeiner Seelen zu sein pflegt, den Edeldenkenden und Edelhandelnden mit stetem Neide zu betrachten. Die Meisten aber fühlten in der beleidigenden Art, mit welcher der Christian behandelt worden war, eine Beleidigung gegen sich selbst. Darum gab es den ganzen Abend

heftige Discussionen und viele harte Worte fielen gegen den Mann, der so schnell mit dem bisherigen Leiter und Anordner ihrer Neubauten gebrochen hatte. Einige waren sogar entschlossen, die Colonie ebenfalls Knall und Fall zu verlassen, und würden ihren Entschluß sofort zur Ausführung gebracht haben, wenn ihnen nicht Christian Rau selbst entgegengetreten wäre.

„Ihr faßt die Sache ganz falsch auf, Ihr Leute," sagte ihnen Christian. „Das, was der Bürgermeister gegen mich hat, ist eine reine Privatsache und keine öffentliche Angelegenheit der Colonie. Ihr dürft diese beiden Dinge nicht mit einander verwechseln. An meine Stelle wird ein Anderer eintreten, der das Bauwesen vielleicht schneller und besser zu Ende bringt, als ich es zu thun vermocht hätte. Harret also ruhig aus und habt keinen Unfrieden mit einander. Je treuer und friedlicher Ihr zu einander haltet, um so bälder kommt Ihr dazu, daß Jeder sein eigenes Anwesen für sich hat, und dann fällt ohnehin jeder Grund zum Zwiespalte weg."

So ließen sich die Leute nach und nach beruhigen, und um zehn Uhr Nachts lag dieselbe Stille über der Ansiedlung, wie in den Tagen ihrer größten Einigkeit. Wenige Stunden darauf aber erhob sich Christian, um seine Wanderung anzutreten. Sein Koffer war schon den Abend zuvor gepackt und der Förster wollte ihn mit dem Wagen bis an den Ort seiner Bestimmung führen, um dann wieder wie gewöhnlich Bretter und andere nöthige Dinge als Rückfracht zu nehmen. In der Nacht aber wollte Christian abreisen, um sich die Thränen des Abschieds zu ersparen, und um nicht von Neuem Veranlassung zu heftigen Aeußerungen zu geben. In der That war der Förster schon vor ihm aufgestanden und die Pferde standen

schon eingeschirrt, als er zu dem Wagen trat, um seinen Koffer aufzuladen. Nur einmal noch wandte Christian sein Auge gegen das Zelt, worunter die Frauen schliefen, allein hier, wie unter dem Männerzelte war Alles still und todt. Eine Thräne trat ihm in's Auge, als er den Blick abwandte, aber keine Silbe der Klage kam über seine Lippen. Schweigend bestieg er den Wagen, schweigend fuhren sie von dannen. Nur der Mond, der hoch am Himmel stand, gab ihnen das Geleite; die Menschen, mit denen er seit Wochen zusammengelebt, für die er gedacht, für die er gearbeitet, für die er Entsagungen getragen, — sie hatten ihn Alle vergessen, denn sie schliefen. Auch Ferdinand? Auch sie?

Sie waren eine Strecke weit gefahren, da mußten sie wegen des Busches, der hier sich dicht verzweigte, links abbiegen. Hierher hatte er oft mit ihr seine Schritte gelenkt, wenn sie Abends nach Sonnenuntergang noch eine Weile der traulichen Unterhaltung pflegten. Abermals traten ihm Thränen in die Augen, als sie an diese Stelle kamen.

„Christian," rief es plötzlich leise aus dem Gebüsche, wo er für Pauline eine kleine Rasenbank errichtet hatte. Und aus dem Gebüsche heraus trat Ferdinand und seine Schwester. Sie wollten dem Scheidenden noch einmal die Hand reichen. Wie schnell sprang Christian vom Wagen herab und an die Seite der Geliebten?

„Kinder, macht's kurz, und du Pauline weine mir nicht zu viel," rief der Förster. „Ich kann das Flennen um mein Leben nicht leiden."

„O, Oheim, ich flenne gar nicht," erwiederte Pauline mit einer Stimme, die ruhig und fest sein sollte, der man

aber doch die Weinerlichkeit ein wenig anmerkte. „Ich will ihm blos sagen, daß er mich immer lieb und im Herzen tragen solle, wie ich's gegen ihn thue. Und für's Uebrige, da lassen wir Gott walten.“

„Es bleibt also dabei, wie wir's verabredet haben,“ sprach nun Ferdinand dazwischen. „Und nächsten Sonntag besuche ich dich und bringe der Pauline Nachricht. Es ist vielleicht gut, daß Alles so gegangen ist, ob's gleich der Onkel den Haupt- und Riednagel nennt, der in den Sarg von Germania geschlagen worden sey.“

„Macht's kurz, sage ich,“ rief jetzt wieder der Förster vom Wagen herab. „Es liegt mir daran, den alten Farmer zu Hause zu treffen, und der ist keiner von denen, die Morgens lange in den Federn bleiben. Thut Ihr ja doch, als ob's eine Trennung auf Zeit und Ewigkeit wäre, während sich's nur darum handelt, daß Christian ein anderes Quartier bezieht, und ein geschickter gelegenes, als er bisher hatte!“

Noch einen Kuß, noch einen Händedruck, und sie schieden. Christian aber war nun ein anderer Mann, denn wenige Minuten zuvor. Die alte Heiterkeit, die alte Energie war zurückgekehrt. Er wußte nun, daß sie sein war!

Der alte Farmer Kornmann saß eben beim Frühstück, als der Förster mit dem Christian vor dem Farmhause anfuhr, denn es war kaum sechs Uhr in der Frühe. Neben ihm rund um den Tisch hatte die Familie des Hauses mit den Knechten Platz genommen, denn auf dem Lande in Amerika gibt's nur einen Tisch für alle Hausbewohner. Christian und der Förster mußten sich gleich mit an den Tisch setzen und an dem Frühstück Theil nehmen. Nach dem Frühstücke traf der Farmer

seine Anordnungen und sandte seine Leute nach den von ihm bezeichneten Plätzen, Jedem sein Geschäft anweisend. Jetzt erst wandte er sich an seine Gäste.

„Sag Euch meinen herzlichen Willkomm, Ihr zwei Beiden," sprach er in seiner kurzen eigenthümlichen Ausdrucksweise, „ob Ihr nun auf kurzen oder längern Besuch kommt. Lieb wär mir's freilich, wenn der Junge da lieber gleich ganz bei uns bliebe, denn wir Farmer alle könnten ihn mehr als gut brauchen! In Euerm Sumpfnest, in den Büschen oben, kann er doch nichts machen! Sag' Euch, werdet's bereuen, mir nicht gefolgt und die Niederlassung gleich jetzt ganz aufgegeben zu haben. Besser ein schneller Schaden, als ein langes Siechthum!"

„Mit dem Dableiben des Jungen hier könnt's wohl seine Richtigkeit haben," meinte der Förster, „wenn wir mit einander übereinkommen."

„Wirklich?" rief der alte Farmer sichtlich erfreut. „Willst bei uns bleiben, Junge? 's soll dich wahrhaftig nicht gereuen; 's ist da die beste Wasserkraft auf hundert Meilen und liegt gänzlich unbenützt! 's fehlte bisher nur der rechte Mann, um sie auszubeuten, und den hätten wir, glaub' ich, an dir gefunden. Weißt was? Der alte Kornmann ist kein Mann von leeren Redensarten, sondern was er sagt, hält er. Nimm einmal den Weg zwischen die Füße und geh' den Fluß aufwärts an der Grocerie vorbei und sieh dir den Platz an, der dir am besten zu einer Mühle gefällt. Wir zwei Alten schlendern hintendrein und dann wollen wir sehen, ob wir mit einander in's Reine kommen."

Sie traten vor das Farmhaus. Welcher Gegensatz zwi-

schen dieser Gegend und der Gegend, in welcher sich der Bürgermeister mit seinen Leuten angesiedelt hatte! Dort oben eine sumpfigte, mit Busch durchschnittene, traurige Oede, und hier ein helles, saftiges, grünes Thal, durch das ein rascher Fluß dahin eilte! Wiesen, Felder und Wald wechselten bunt mit einander ab und ringsum, wenn auch in ziemlicher Entfernung, sah man menschliche Wohnungen. Der Fluß war für kleinere Barken bis in diese Gegend her schiffbar und in der That sah man auch ein solches Schiffchen in der Ferne verschwinden.

„Sieh' das ist ein Land, wo man sich niederlassen kann," meinte der alte Farmer, mit dem Förster langsam das Thal hinauf gehend. „Hier ist fruchtbarer Boden, hier ist ein Fluß, um seine Waaren zu verschiffen, hier ist eine Zukunft. Hab' mir den Platz erst vor einigen Jahren auserlesen. Vordem wohnte noch kein Mensch weit und breit. Jetzt bin ich schon ringsum von Farmen umgeben und in zehn Jahren ist die ganze Gegend angesettelt und angebaut. Und weißt du, wo das Städtchen hinkommt, das sich immer inmitten von vielen Bauernhöfen von selbst bildet? Siehst du die kleinen Wasserfälle dort oben? Dort hört der Fluß auf schiffbar zu seyn, und gerade unter den Fällen steht eine Grocerie. Ich habe sie erst dieses Jahr für meinen Tochtermann erbaut, und doch ist sie schon im besten Gange. Und weißt warum? Weil sie ein Bedürfniß ist. Und weißt nun, wohin das Städtchen kommt? Dahin, wo die Grocerie steht. Die Farmer haben nicht Zeit, alle Wochen zwanzig Meilen weit zu fahren. Darum kommen sie zum Grocer, und kaufen von ihm ihre Bedürfnisse an Werkzeug, Kleidung, Schuhen, Getränken und Haushaltungsgegenständen. Bald, wirst du sehen, setzt sich neben dem Grocer

ein Schmied fest, dann ein Schneider, dann ein Gastwirth, und so geht das Ding fort. Dann finden die Farmer um die Grocerie herum, daß eine Schule sich ganz gut da ausnehmen würde, weil der Platz in der Mitte liegt und die Kinder doch was lernen müssen. Neben die Schule oder vielmehr über die Schule baut man die Kirche, dann siedelt sich ein Doktor an und eben so schnell ein Advokat, der aber lieber wegbliebe, denn er ist für keine Ansiedlung ein Glück, und so lang ich lebe, soll mir kein solcher Prozeßerzeuger in die Nähe kommen. Sieh, so macht sich eine amerikanische Niederlassung ganz von selbst, weil sie naturgemäß ist. Eure Colonie aber — und bis jetzt ist's noch bei allen mir bekannten Niederlassungen von frisch Eingewanderten gerade ebenso ergangen, — ist eine künstliche, gemachte; darum gedeiht sie nicht. Ihr habt schlechten Boden und keinen Fluß, und statt mit Gewinnung von Handwerksleuten anzufangen, habt ihr mit der Kirche begonnen. Betrogen wird Jeder, der grün in das Land kommt. Einem Amerikaner ging's unter denselben Verhältnissen in Deutschland auch so. Darüber könnt Ihr Euch also nicht beklagen, wohl aber darüber, daß Ihr so dumm und eingebildet gewesen seyd, gleich zusammen in einem fremden Lande eine Stadt gründen zu wollen, statt daß Jeder einzeln vorher ein paar Jahre lang sich Mühe gab, das Land und die Leute und die Verhältnisse durch eigene Erfahrung kennen zu lernen."

Hier machte der alte Mann eine Pause, indem er einigen seiner Leute, an denen sie vorbeikamen, verschiedene Weisungen gab.

„Ich hab' mich ganz heiser gesprochen vorhin," fuhr er dann fort. „Wirst denken: ist auch ein alter Narr, sich so um

andrer Leut' Sachen bekümmern, die ihn nichts angehen! Aber mein's gut. Mein's auch mit dem Jungen gut, wenn ich ihm rathe, bei uns zu bleiben. Sieh, 's wird jetzt schon viel in der Nachbarschaft gebaut und wenn einmal das Städtchen begonnen wird, wird noch mehr gebaut werden. Da braucht man nun Bretter und Latten, die wir bisher von weiter Ferne beziehen mußten, gerade wie Ihr auch. Meinst also nicht, daß eine Sägmühle sich rentiren müßte? Dann ist noch was Anderes da. Sieh', wir erzeugen viel Korn und Waizen, und handeln damit, und doch müssen wir das Mehl kaufen, denn wir haben keine Mahlmühle. Meinst du nicht, es wäre profitabler, das Korn und den Waizen bei uns zu mahlen und als Mehl zu verkaufen? Sag' dir eine Sägmühle wie eine Mahlmühle macht ein mächtig gut Geschäft bei uns, und wenn der Junge seine Sache versteht, so will ich ihm auch unter die Arme greifen und meine Nachbarn thun's ebenfalls. Wir brauchen nothwendig eine Mühle, werden ihm also das Bauholz fast umsonst geben! Oder er kann den Wald dort ober den Wasserfällen kaufen! Ist feil, ich glaub' der Acker zu fünf Thalern. Mächtig schöner Wald, prächtige Stämme drinn, kein Busch wie bei Euch!"

„Ich hätte eine Bitte an Euch, Freund Kornmann," sagte jetzt der Förster. „Doch Ihr wißt noch nicht, warum mein junger Freund von unserer Colonie fortgeht?"

„Ich brauch's eigentlich nicht zu wissen," versetzte der alte Farmer. „'S geht mich nichts an. Jedenfalls ist keine Schlechtigkeit die Ursach! Das sieht man dem Jungen im Gesicht an."

Der Förster hielt es aber doch für nothwendig, den Farmer von dem, was vorgefallen, zu unterrichten, und vielfach

war das Kopfschütteln des derben Pensylvaniers, wie er die Handlungsweise des Bürgermeisters erfuhr. „Seht, so verhält sich die Sache," fuhr der Förster fort, als er mit seiner Erzählung fertig war. „Ich fürchte nur, der Junge möchte zu stolz seyn, von mir ein Darlehen anzunehmen. Drum möchte ich Euch eine Summe Gelds übergeben, und ihr könntet dann dem tüchtigen Burschen damit aushelfen, wie wenn's ein Anlehen aus Eurer Tasche wäre. Der Junge hat ein paar hundert Thaler erspart, aber das langt nicht zu seinem Bau; denn wenn er eine Mühle hier errichtet, so soll er eine rechte herstellen. Aber mit zwölf hundert oder fünfzehn hundert Thalern kann man schon was anfangen, wenn der Platz und das Holz nicht zu theuer ist. Somit, — nun da habt Ihr einstweilen tausend Thaler, damit Ihr sie dem Jungen nach Bedarf überreicht. Ich betracht' das Geld als ein Heirathgut, das ich dem Mädel mitgebe, wenn sie einander dereinst nehmen. Und langt's nicht, nun so greif' ich eben noch einmal in die Tasche. Sie und der Ferdinand bekommen ja späterhin doch Alles."

„Will's thun," erwiederte der Farmer, indem er die Banknoten, die ihm der Förster hinhielt, bedächtig zählte, und dann sorgfältig in sein Taschenbuch schob. „Und damit ich die Wahrheit sage, ich thu's eigentlich mächtig gern! Hoffe, die Noten sind gut! Und sieh', was für ein prächtiger Bursch der Junge ist! Mißt wahrhaftig den Platz schon aus! Oho, Junge," schrie er laut, daß es im nahen Walde widerhallte. „Bist schon dran? Hab' ich dir nicht gesagt, daß es ein mächtig guter Platz sey? Ist's nicht eine Wasserkraft, wie du nicht leicht eine zweite findest?"

Sie waren in dieser Zeit ganz in die Nähe der Wasserfälle gekommen, von denen der Farmer vorhin gesprochen hatte. Ober denselben stand Christian und maß in der That bereits den Platz, durch den er den Mühlkanal zu führen gedachte. Er gestand es sich selbst, nicht leicht eine günstigere Gelegenheit zu Errichtung von Mühlwerken, die die ganze Gegend versehen konnten, finden zu können. Der Platz war wie dazu gemacht. Der Fall, den das Wasser hatte, die Leichtigkeit, einen Canal zu bauen, die Nähe des schlagbaren Holzes, der schiffbare Fluß gleich unten, man konnte es nicht besser beisammenfinden! Die große Nutzbarkeit sprang in die Augen. Dazu kam noch die Schönheit der Gegend und die Nähe von Germania. Somit war der Handel bald abgeschlossen, als der alte Farmer seinen Preis nannte und gleich den andern Tag wollte Christian in die nahe Stadt, um sich wo möglich einen oder zwei Leute zu miethen, die ihn bei seinem Bau unterstützen sollten.

„So, das wäre abgemacht," sagte der alte Farmer, „und den Wald dort drüben, den kaufe ich dir auf Credit und bin Bürge dafür. Wirst in ein paar Jahren ein gemachter Mann seyn, Christian Rau. Möcht' dich in zehn Jahren nicht für zehntausend Thaler auskaufen. Gib' Acht, wie froh der Bürgermeister noch an dir ist? Und nun kommt in die Grocerie; wollen Eins nehmen auf den Handel hin. 'S ist sonst kein Glück und Segen darin, wenn man nicht einen Schluck drauf setzt."

Sie gingen nun der Grocerie zu, die am Flusse, hart unter den Fällen am Landungsplatze der kleinen Schiffe lag. Hier kreuzten sich zugleich zwei Plankroads, d. i., zwei aus Holzstämmen hergerichtete Straßen, die in's Innere des Landes führten.

Der Grocer auf dem Lande ist Wirth und Krämer zugleich. Er führt alle nur irgend denkbare Haushaltungsgegenstände (Möbel ausgenommen) vom Zucker und Kaffee bis zum Salz und Pfeffer, von fertigen Kleidern und Hemden bis zum Besen und der Bratpfanne. Dabei vergißt er aber auch nicht die Dinge, welche Leib und Seele zusammenhalten, und an diesen profitirt er oft mehr, als an allen seinen übrigen Waaren. Seine Hauptspeisen sind Schinken, Käse und geräucherte Häringe, sein Hauptgetränke ist Schnaps und zwar Whiskey (Kornbranntwein) und nachgemachter Brändi (Cognak). Das Wirthschaftslokal ist zugleich das Waarenverkaufslokal, das Ganze ist nur ein Store, d. i. ein großes Zimmer, in welchem die Waaren in Kisten und Fässern an den Wänden herum aufgestapelt sind und durch welches eine große Bar, d. i. ein Schenktisch hindurch läuft, auf welchem links die Schnapsgläser prangen und wo rechts die Waage für den Käse und den Zucker und die sonstigen Waaren sich befinden, denn die Bar ist nicht blos Schenk- sondern auch Ladentisch. Natürlich ist ein solcher Landstore und Grocerieladen der Sammelplatz für die ganze Nachbarschaft auf eine Runde von neun oder zehn Meilen. Von hier aus werden alle Bedürfnisse bezogen, also findet man auch hier immer Gesellschaft. Hier werden alle Neuigkeiten besprochen, und hier ist der Ort, wo über politische Streitfragen discutirt und über Staats- und andere Wahlen entschieden wird. Sommers stellen sich die Gäste die breiten hölzernen Armstühle vor die Ladenthüre auf den mit Brettern belegten Vorplatz, und gehen nur hie und da in Compagnie in's Innre, um ihre trockene Zunge mit einem Trunk anzufeuchten. Winters sitzt Alles um den großen Ofen herum,

kaut Tabak und spritzt den braunen Saft in die helle Kohlengluth hinein. So ist es Sitte im Lande Amerika.

Heute war der Store ziemlich leer, wenigstens waren keine oder fast keine Trinker da. Nur ein einzelnes Individium saß in einem der Lehnstühle am offenen Fenster, durch welches es seine dünnen Beine lang hinaus in's Freie streckte, während sein Oberkörper ganz zurücklehnte und der etwas abgeschabene und stark mitgenommene Hut so auf dem Hinterkopfe herumbalancirte, daß eine große Geschicklichkeit dazu gehörte, denselben im Nacken festzuhalten. Der alte Farmer trat zum Schenktische, hinter welchem sich der rührige Wirth und Grocer bereits aufgepflanzt hatte.

„Guten Morgen, ihr Herren," rief der Letztere. „Auch schon auf den Beinen, Schwiegervater?"

„Ja," erwiederte der Letztere, „und bereits ein mächtig gut Morgengeschäft abgemacht. Wirst auch deinen Nutzen davon haben und nicht den kleinsten. Der Bretterhandel und die Mahlmühle werden mächtig viel Leute herführen. 's gibt einen Geschäftsplatz. In fünf Jahren haben wir eine Stadt hier. Doch, wollen das Trinken nicht vergessen. Was nehmt Ihr Leute? Brändi oder Whiskey? Mir gib einen Tropfen Gin (Wachholderbranntwein) mit heiß Wasser und Zucker. Trinkst auch eins mit, Freund?"

Die letzten Worte waren an das Individuum mit den dünnen Beinen und dem schäbigen Hute gerichtet, denn wenn in Amerika ein Gast in eine Wirthsstube tritt und seinen Mitkommenden tractirt, d. h. regalirt, so erfordert es die Höflichkeit, alle übrigen Anwesenden, selbst den Wirth nicht ausgenommen, ebenfalls zu einem Trunke einzuladen.

„Versteht sich,“ rief der Fremde aufspringend und sein Primchen (den Kautabak) aus dem Munde nehmend. „Gib mir Whiskey, aber ohne Wasser. Lieb' das Wasser nicht. Ist zu naß für meine Constitution. Fremd hier?“ wandte er sich dann an den Förster und seinen Freund Christian. „Grün aus Deutschland herübergekommen, eh? Wohinaus? Land kaufen? Weiß eine ganz prächtige Gelegenheit. Nicht? Schon angekauft? Wo?“

Alle diese Fragen wurden in Einem Athemzuge herausgestoßen, und kaum wartete der Mann die Antwort des Försters ab, so war er schon wieder mit neuen Fragen bereit.

„Germania?“ fuhr er fort. „Pompöser Titel! Europa wär' am Ende noch besser gewesen. Oder Universum! Werd' Euch besuchen. Schon ein Doktor da? Ja? Auch ein Pfarrer? Bin schon Alles gewesen, nur noch nicht Pfarrer. Werd' aber auch dieses noch versuchen. Auch schon da? Oder Baumeister? Kann was in dem Fach leisten. Oder Advocat? Ganz mein Element. Komm' schon in den nächsten Tagen. Sollt meine Dienste haben. Bin zwanzig Jahre im Land. So gut wie eingeboren. Werd' Euch mit meiner Person beglücken!“

Mit diesen Worten biß er sich ein neues Primchen ab, schob es in den großen Mund und ging zur Thüre hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

„Wer ist das?“ rief der erstaunte Förster. „Ein solches Individuum ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

„Du wirst noch viel erleben“, lächelte der alte Farmer, „wenn du länger im Lande bist. Der da ist eine von den vielen Landplagen, die man wohl thut, sich so fern als möglich

zu halten. Ist wahrscheinlich in Deutschland ein Schreiber oder so was gewesen und treibt sich nun im Lande herum und liebt es besonders neue Ansiedlungen aufzusuchen. Heut' ist er Quacksalber und verkauft Pillen, die gegen alle Schäden gut sind. Morgen fungirt er als Prediger, am dritten Tag als Gesetzverdreher; dann macht er sein Leben weiter als Schauspieler, und weiterhin als Landagent oder als Büchercolporteur, oder als Zeitungsschreiber oder als Stumpredner für einen politischen Candidaten. 's treiben sich viele solcher Schwindler und Lumpen im Lande herum, mächtig viele, mehr als wir brauchen können. Doch kommt, wollen noch einen nehmen. Auf die Wohlfahrt der Mühle!"

Nun schieden sie. Der Farmer ging seinen Geschäften nach, Christian machte sich auf in die nächste Stadt, um seine Vorbereitungen zum Baue zu treffen, und der Förster fuhr nach dem entlegenen Platze, von wo die Colonie Germania ihre Bretter bezog.

Es ist in der That außerordentlich, welche große Veränderung in einer Gesellschaft oft durch den Abgang eines Einzelnen oder umgekehrt durch den Eintritt eines Andern hervor gebracht wird. Es war nur ein Einzelner, der von der Colonie Germania abging, und wiederum nur Einer, der in dieselbe eintrat, und doch wurde die Physiognomie des ganzen Anwesens dadurch eine andere. Freilich waren die Charakterzüge, die nun in der Colonie zu Tage traten, Eigenschaften, die längst vorhanden waren, Eigenschaften, die nur schlummerten und eines gar kleinen Anstoßes brauchten, um ganz fertig und entwickelt auf dem Schauplatz des Lebens aufzutreten.

Allein wäre Christian nicht von Germania abgegangen und wäre ein gewisses anderes Individuum nicht für ihn eingetreten, so wäre es vielleicht doch möglich gewesen, jene Eigenschaften und Charakterzüge entweder ganz zu unterdrücken oder doch noch eine gute Zeitlang zurückzuhalten. So wie aber die Sachen nunmehr standen, hatte das Schicksal, welches der Colonie früher oder später blühte (weil nicht allein ihre Gründung nicht auf einem natürlichen Bedürfniß beruhte, sondern auch weil ihre Einrichtung und Auftackelung aller Erfahrung entbehrte und von Leuten gemacht war, die mit den amerikanischen Verhältnissen ganz und gar nicht vertraut waren), einen ganz schnellen Verlauf.

Schon gleich den andern Tag nach dem Abgang Christians zeigte sich eine bedeutende Mißstimmung unter den Colonisten. Der Bürgermeister that zwar, als bemerke er Nichts, allein die Sache trat zu auffallend hervor, als daß er sich die Wichtigkeit derselben hätte verheimlichen können. Doch dachte er, es sey wohl am gerathensten, die erste Aufregung verdampfen zu lassen, ehe er einen Schritt zur Beruhigung thue. Somit ließ er die Leute gewähren, wenn sie müßig umherstanden oder sich in Gruppen unterhielten, ohne an irgend eine Arbeit zu denken, und beschäftigte sich selbst damit, seine Kisten und deren Inhalt in sein neues Haus zu schaffen und dieses so comfortabel, als es gehen wollte, einzurichten. Besonders thätig erwies sich dabei Frau Karoline Heringen, an welche natürlich gleich von Anfang an die Bitte gestellt worden war, mit Pauline das für diese bestimmte Schlafzimmer zu theilen, einer Bitte, welcher die schöne Wittwe auf's bereitwilligste entsprach. Das andere Schlafzimmer war ein für den Bürgermeister und seinen Sohn gemeinsames, denn der Förster hatte es

in der ersten Stunde schon ausgeschlagen, der Dritte im Bunde zu seyn. Er wollte bei den Uebrigen unter dem Zelte wohnen bleiben, bis Alle mit Häusern versehen wären. Auch Ferdinand hätte sich lieber zu dem großen Haufen gehalten, wenn ihn nicht der Machtspruch seines Vaters genöthigt hätte, im Hause zu wohnen.

So standen die Sachen am ersten Tage nach dem Abgang Christians. Kein Mensch arbeitete in dem neu angelegten Garten, noch dachte Jemand daran, Holz zu hauen, um dasselbe zu den weiter zu erbauenden Häusern herzurichten. Der Förster war eben erst mit einer Fuhre Bretter zurückgekehrt und wurde mit Fragen nach Christians neuem Aufenthaltsorte überhäuft.

„Der hat den besten Theil erwählt," riefen Einige.

„Mich soll dieser und jener, wenn ich nicht auch bald davon laufe," murmelten Andere.

Die Meisten sagten gar nichts, sondern überlegten die Sache blos in ihrem Innern, denn eine „Freude" an ihrer Niederlassung und besonders an dem „Ort" ihrer Niederlassung hatte fast keiner mehr, seit der alte Farmer so „unverblümt" gesprochen hatte. Ueberdieß wer sollte nun dafür sorgen, daß sie Alle vor Eintritt des Winters unter Dach und in ihre eigene Behausung kämen, da der Einzige, welcher zur Leitung ihrer Bauanstalten geeignet war, sie gezwungener Weise verlassen hatte? Sollte man einen Baumeister und Zimmermann kommen lassen? Aber woher? Der junge Ferdinand verstand zwar auch Etwas von der Sache, aber doch nur so viel, daß er als Beirath und Ballier gelten konnte, nicht aber als Meister und Vorsteher. Dazu gehörte eine energische und besonders vor Allem eine *erfahrene* Persönlichkeit, welche die amerika-

nische Mànier „sich in allen Lagen selbst zu helfen" los hatte. Somit hielten Viele ihre Lage für nicht ganz unbedenklich, besonders, wenn es wahr war (woran sie übrigens fast nicht zweifeln konnten), daß der Winter in dieser Gegend schon im Oktober beginne und vor Ende oder doch Mitte Mai selten sein Ende erreiche. Das waren böse Aussichten!

Den Tag darauf blieben fast Alle nach dem Frühstück noch eine Weile sitzen und überlegten sich, was zu thun sei; da sahen sie eine lange, dürre Gestalt mit mächtig ausholenden Schritten auf die Colonie zusteigen. Es war ein Mann vielleicht in den vierziger Jahren, mit runzelvollem Gesicht und grauem Haare. Sein abgeschabener Hut saß ihm schief auf dem Hinterkopfe, und sein halb zerrissener und schäbiger Rock schlotterte um einen dürren Leib herum. Der Förster erkannte den Mann augenblicklich, denn es war dasselbe Individuum, welches in der Grocerie seine Verwunderung erregt hatte. Der Mann erkannte auch ihn im Augenblicke wieder, ging ungenirt auf ihn zu, streckte ihm die Hand hin und grüßte sodann die ganze Gesellschaft höchst herablassend und freundlich.

„Da bin ich," sagte er. „Hab's versprochen und halt' mein Wort. Josua Schneider hält' immer sein Wort, wenn er nicht gerade im Gefängniß sitzt. Wie steht's, Jungen? Kommt Ihr ordentlich vorwärts? Wie weit seid Ihr? Zelte? Ein Haus wohl? Dacht' mir's. Bringt's nicht zu Stande, wenn Euch der Josua Schneider nicht hilft! Ist keine Ordnung im Ganzen, kein Styl. Werd' mächtig viel zu thun haben, bis Alles im Blei ist. Vorderhand will ich frühstücken."

Er setzte sich nun ganz ungenirt an den Frühstücktisch und

langte tüchtig zu, ohne daß ihm Jemand zuzureden brauchte. Die Leute standen ganz verwundert umher und sperrten den Mund auf. Sie wußten nicht, was sie aus dem Mann machen sollten.

„Fleisch nicht übel," sprach der Fremde, indem er sich abermals mit einem tüchtigen Stücke versah, nachdem er das erste mit Lust verzehrt hatte. „Brod? Nichts werth. Kein Bäcker da? Kein Gemeindebackofen? Werd's gleich heute noch abändern? Wo ist der Brändi? Was? Kein Brändi? Aber doch einen Schluck Whiskey? Auch kein Whiskey? Höllenelement, ist diese Colonie vernachläßigt! Milch und Wasser? Gott sei uns gnädig, bis ich hier Alles in Ordnung habe! Werd' aber gleich Morgen ein Sechziggallonenfaß verschreiben. Höchst nothwendig, schon aus Gesundheits-Rücksichten!"

So schwadronirte der Mann in Einem fort und aß dazu, daß es eine wahre Lust war. Inzwischen war auch der Bürgermeister dazu getreten und verwunderte sich nicht weniger, als die Uebrigen, über dieß sonderbare Gebahren.

„Wer sind Sie, Herr?" fragte endlich der Bürgermeister, als der Fremde endlich eine Pause in seine Mahlzeit treten ließ und sich nun bequem auf der Bank zurücklehnte, seine Füße auf den Tisch legend, und in seinen Mund ein Primchen steckend.

„Wer ich bin?" entgegnete der Andere kaltblütig. „Wer sind Sie? Squire, oder so was? Gemeinde-Vorstand, eh? Freies Land hier. Lieb' keine Inquisition. Kann Jeder treiben, was er will. Werd' mich nicht durch Fragen chikaniren lassen."

„Aber Sie werden doch einen Zweck gehabt haben, als Sie hieher kamen?" meinte nun wieder der Bürgermeister.

„Zweck?“ rief der Fremde. „Versteht sich, hatt' ich einen Zweck. Hab' immer einen, wenn nicht zwei Zwecke. Werd' Eure Prozesse führen. Könnt' keinen bessern Advokaten finden. Was? Keine Prozesse? Kleinigkeit. Werd's schon richten. Nichts leichter, als das. Soll Morgen schon einer da seyn. Einstweilen werd' ich das Uebrige in Ordnung bringen. Den Häuserbau zum Beispiel.“

„Wie, Sie sind Zimmermeister?“ versetzte jetzt Einer der Colonisten, die mit steigender Verwunderung die abgebrochenen Sätze des Mannes mitanhörten. „Da wäre uns ja auf einmal geholfen.“

„Zimmermeister?“ rief dieser, verächtlich mit den Achseln zuckend. „Baumeister bin ich! Ist mein Hauptfach. Bin passionirt dafür. Hab' die halbe Union erbaut. Alle größeren Städte des Westens rühren von mir her. Karthago, Rom, Florenz und Athen! Lauter Schöpfungen von mir. Haben Sie die Cityhall in Chicago gesehen? Hab' ich gemacht. Jedermann kennt den Josua Schneider. Darf sagen, hab' einen Ruf, einen Weltruf.“

„Unter solchen Umständen,“ erwiederte der Förster, welcher das Urtheil des alten Farmers nicht vergessen hatte, und den aufdringlichen Menschen los seyn wollte. „Unter solchen Umständen können wir arme Colonisten hier freilich keine Ansprüche machen, daß Sie uns Ihre Hülfe als Baumeister angedeihen lassen. Einen solch' berühmten Mann wüßten wir nicht würdig zu belohnen. Und da wir nebendem keine Prozesse haben, so dürfte Germania kein Aufenthalt für Sie seyn.“

„Keine Ansprüche?“ versetzte der neue Ankömmling, die paar Worte aus der Ansprache des Försters herausreißend und

die übrigen Worte ganz übersehend. „Ausgezeichnet gegeben! Mache durchaus keine Ansprüche. Bin der bescheidenste Mensch von der Welt. Ausnehmend berühmt wegen meiner Anspruchslosigkeit. Begnüge mich bis auf Weiteres mit Essen und Trinken. Alles Andere wird sich finden. Abgemacht also. Werde den Häuserbau leiten."

Inzwischen hatte der Bürgermeister mit seinem Schwager leise Rücksprache genommen und war in Folge dessen fest entschlossen, den Abenteurer abzuweisen. Allein die übrigen Colonisten, oder wenigstens der größte Theil derselben, waren anderer Meinung. Die Großsprecherei des Fremden hatte nicht verfehlt, ihre Wirkung zu thun und man sah es den Leuten an, daß sie gesonnen seyen, wenigstens eine Probe mit ihm zu machen. Geschehen mußte doch Etwas, warum also nicht nach der Hülfe greifen, welche sich so unerwartet darbot? Der Mann verlangte ja keine Bezahlung, somit war Nichts mit ihm riskirt! Der Bürgermeister überzeugte sich bald von dieser Stimmung der Colonisten, und da er sich bewußt war, durch die gewaltthätige Entfernung Christians die Leute vor den Kopf gestoßen zu haben, so beschloß er, diesen Fehler wieder gut zu machen und sich der allgemeinen Meinung zu unterwerfen. Hiedurch hoffte er, sich wieder in dem früher genossenen Ansehen festzusetzen. Somit ward denn dem Ansinnen Josua Schneiders willfahrt und derselbe mit der Oberleitung des Bauwesens betraut. Derselbe ging auch alsobald in das Geschäft ein und zog mit einem Theil der Colonisten in den Busch ab, um an's Holzschlagen zu gehen. Hierum war es ihm aber offenbar weniger zu thun, als darum, diese Leute für sich zu gewinnen, und sich zugleich in Kenntniß von Allem zu setzen, was auf

der Colonie bisher vorgegangen war. Wußte er erst dieses, kannte er erst die Verhältnisse, genoß er erst das Vertrauen der Mehrzahl, dann war ihm der Weg von selbst vorgezeichnet, den er zu gehen hatte! Josua Schneider war nicht der Mann, der sich eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, auf anderer Leute Kosten zu leben und sich vergnügte Tage zu machen. Nebenbei konnte er vielleicht so viel „baar machen," daß er nachher Jahrelang von dem Profit seines „Geschäftchens" zehren konnte!

Die Richtigkeit dieser Argumentation zeigte sich noch an demselbigen Tage; denn Josua Schneider liebte es nicht, langsam und schleichend seinem Ziele nachzugehen. Im Gegentheil, er schoß förmlich im Sturmschritt d'rauf los, wie der Habicht auf seine Beute. Er wußte, daß er den Leuten nicht Zeit lassen durfte, seinen Charakter zu studieren. Darum pflegte er die Gewohnheit zu haben, die Festungen durch Ueberrumpelung zu attaquiren.

„Männer," sagte er, als sie Abends bei einander saßen. „Muß mehr Ordnung in die Colonie. Gefällt mir ausnehmend gut hier und wird mir noch besser gefallen, wenn einmal der Whiskey da ist. Aber es ist keine Ordnung. Müssen ein Comité haben, ein vom Volk gewähltes Comité. Volk ist souverän. Reich oder arm, kein Unterschied. Laß mich von keinem dominiren, der kein Recht dazu hat. Recht hiezu bekommt er erst, wenn vom souveränen Volk gewählt. Also denkt darüber nach, ein Comité zu bilden. Wen wollen wir drein wählen? Wer soll Präsident, wer Sekretär, wer Schatzmeister werden? Schatzmeistersstelle würde mir ausnehmend conveniren. Aber wollen nicht vorgreifen. Wollen die Sache nicht über's Knie abbrechen!"

Durch solche und ähnliche Reden weckte er Gedanken in den Colonisten, die bisher in ihrem Innersten begraben lagen und ohne ihn vielleicht noch lange dort geschlummert hätten. Und je mehr der Bürgermeister, angeeckelt von diesem Thun und Treiben und indignirt von der Undankbarkeit der Leute, die meist auf seine Kosten lebten, sich in sein Haus zurückzog und von den Andern absonderte, um so größer wurde die Kluft, welche sich zwischen ihm und seinen Leuten bereits zu öffnen angefangen hatte. Es mußte dieß Jedem klar werden, der mit ungetrübtem Auge die Verhältnisse besah; am allerklarsten aber war es von Anfang an der Wittwe Heringen. Sie hatte sich, während Alle um den neuen Baumeister beschäftigt waren, leise fortgeschlichen und der Vikarius war ihr alsbald auf Umwegen gefolgt.

„Es geht schneller zu Ende," sagte sie, als sie Beide in dem Dickicht vor allen Blicken verborgen bei einander saßen. „Viel schneller geht's, als ich mir dachte. Wir müssen uns auf den letzten Akt vorbereiten. Sonst entgeht uns die Beute, ehe wir's uns versehen. Der Bürgermeister ist im Stande, die ganze Colonie aufzugeben und Knall und Fall weiter zu ziehen. Dann gute Nacht Reichthum! Eine solche geschickte Gelegenheit, wie auf diesem einsamen Ort hier, wo zudem kein Mensch auf uns Verdacht haben kann, finden wir nie wieder."

„Aber der Kerl, der Baumeister!" warf der Vikarius ein. „Den hat der Teufel hiehergeführt; denn der Bursche ist klüger, als er sich stellt, und seinen Luchsaugen entgeht Nichts."

„Pah!" meinte die Wittwe. „Mit fünfzig Thalern ist er auf unserer Seite. Wir können ihn für unsern Zweck benützen, ohne uns von ihm in die Karten sehen zu lassen.

Sollte je nur ein Schatten von Verdacht auf uns fallen, so schwört er um's Geld tausend Eide zu unseren Gunsten. Aber — lassen Sie nur mich machen. Aller Verdacht soll Einen treffen, der dem Bürgermeister ohnehin ein Dorn im Auge ist."

„Sie wollen Gewalt anwenden?" fragte der Vikar, unwillkührlich erblassend.

„Und davor erschrecken Sie, wie ein Kind?" lächelte die Wittwe höhnisch. „Oh, Ihr feigherzigen Männer! Ihr meinet, das starke Geschlecht zu seyn und bebt vor einem Aderlaß zurück! Doch seyn Sie ruhig. Zum Aeußersten schreiten wir nur im dringendsten Nothfall. Allein wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich will Ihnen meinen Plan auseinandersetzen."

Sie sprachen nun lange und leise zusammen; je weiter aber das schöne Weib in ihrem Vorschlage kam, um so zufriedener leuchteten die gierigen Blicke des Vikarius.

„Wie wollen Sie sich jedoch die Dinge verschaffen?" meinte endlich der Letztere. „Der Christian wird nicht hierherkommen und Ihnen sein Messer und sein Halstuch und dergleichen überliefern. Man müßte ihm die Sachen abnehmen, ohne daß er's merkt!"

„Dafür lassen Sie nur mich sorgen," flüsterte die Wittwe. „Ich werde Ihnen Alles zu rechter Zeit überliefern, und Christian soll als der Dieb und Einbrecher gelten und sogar als solcher überwiesen werden. Sorgen Sie nur für den Schlaftrunk, und vor Allem für das Fuhrwerk, damit wir nach der That nicht gehindert sind, uns schnell unsichtbar zu machen; denn ich möchte nicht vor den Gerichten herumgezogen werden, wenn auch nur als Zeuge. Hier sind die Schmucksachen," fuhr sie fort, aus ihrem Busen eine schwere goldene Uhr mit

Kette und andere Kleinodien ziehend. „Hier hätte sie Niemand gesucht, wenn man vor vier Wochen den Diebstahl an dem Förster, wo Sie den dummen Mißgriff begingen, mit einer Haussuchung beendigt hätte.“

„Oh, ein Mißgriff war's allerdings,“ grinste der Vikar, „daß ich die Kisten verwechselte. Aber ein Meisterstreich war's, den Juden in Verdacht zu bringen.“

„Sey'n Sie vorsichtig im Verkauf,“ ermahnte die Wittwe, sich zum Heimgehen anschickend. „Und vergessen Sie nicht, sich nach dem nächsten Dampfboote zu erkundigen, das in den Süden fährt. Haben wir das Geld des Bürgermeisters, so muß der Schauplatz unseres Auftretens weit von hier seyn, wo uns kein Mensch kennt.“

Sie suchten den Heimweg. Den andern Tag in aller Frühe war der Vikar auf einige Tage verreist. Er wollte, wie er sagte, in der nächsten Stadt Briefschaften besorgen und zugleich einige Einkäufe machen; denn da er Hoffnung habe, von einer andern Ansiedlung in ziemlich weiter Entfernung ebenfalls als Seelsorger angenommen zu werden, so brauche er nothwendig ein Wägelchen, um beiden Gemeinden gerecht zu werden.

Es war um einige Tage später. Der Bürgermeister ging unruhvoll in seinem Zimmer auf und ab. Der Förster war mit Ferdinand auf die Jagd gegangen, um dem Treiben hier aus dem Wege zu gehen. Pauline saß still und nähte, und die schöne Wittwe folgte dem unstäten Gang des Bürgermeisters mit lauernden Blicken. Es war aber kein Wunder, daß der Letztere so unruhvoll aussah; denn sein ganzer Traum von

einem glücklichen „Germania“ schien in Nichts aufgehen zu wollen. Zwar hatte sich äußerlich nur wenig verändert. Die Arbeiten gingen ihren Gang vor sich, aber man konnte kein Resultat sehen. Der neue Baumeister war entweder sehr saumselig oder griff er die Sache falsch an; denn von der Errichtung eines neuen Hauses war offenbar noch lange keine Rede, und wenn es so fortging, so hatten sie den Winter vor der Thüre, ehe noch für das nur Allernothwendigste gesorgt war. Kein Wunder, daß die Leute mißmuthig wurden, und daß der Bürgermeister selbst anfing, weniger zutrauensvoll in die Zukunft zu sehen! — Es war eine fast unheimliche Stille, denn jede der drei Personen, die hier beisammen waren, hing ihren eigenen Gedanken nach. Plötzlich ging die Thüre auf und vier Männer traten herein, in ihre Sonntags-Gewande gekleidet. Sie mußten wohl was Besonderes auf dem Herzen haben, da sie sich so festtäglich angezogen hatten! Dem Bürgermeister fuhr es, wie ein Stich, durch's Herz, als er die Männer erblickte; denn er errieth schon aus ihren Gesichtern, was sie wollten. Und doch waren gerade diese vier Familienväter die Besten unter den Colonisten, die Besten sowohl was das Vermögen und die äußern Verhältnisse, als auch, was die Gesinnung und die Erziehung anbelangte!

„Was führt Euch zu mir, Freunde?“ fragte der Bürgermeister, sich zu einem schwachen Lächeln zwingend. „Ist was Besonderes vorgefallen, daß Ihr so festlich angethan seyd?“

„Bürgermeister,“ erwiederte Einer von ihnen, der dazu erwählt worden war, das Wort zu führen. „Wir wollen nicht lange hinter dem Berge halten, wir kommen, um Abschied zu nehmen; denn wir haben uns entschlossen, weiter zu ziehen.“

„Also, wie ich mir's dachte," seufzte der geplagte Mann. „Habt Ihr Euern Schritt auch wohl überlegt?" setzte er dann laut hinzu.

„Wir haben," entgegnete der vorige Redner. „Es ist Alles wohl erwogen und bedacht; denn wir konnten uns nur mit schwerem Herzen dazu entschließen, Euch zu verlassen, Bürgermeister. Aber es geht nicht anders! Seht, das Land hier ist nicht das beste. Der Vikar mag nun uns betrogen haben oder selbst betrogen worden seyn, das wollen wir nicht untersuchen; aber — dadurch wird das Land nicht besser. Dann weiter, die Wirthschaft, wie sie wirklich geführt wird, will uns nicht behagen. Ihr seyd ein Bischen zu barsch und hitzig gewesen, Bürgermeister, als Ihr den Christian fortschicktet. Er verstand sein Sach' und wir verstanden ihn. Den neuen Baumeister verstehen wir nicht und halten dafür, daß nicht viel hinter ihm steckt, außer preußischer Windbeutelei, an die wir uns nicht gewöhnen können. Dann kommen auch unsere Weiber mit in's Spiel. Die sind des Zusammenwirthschaftens herzlich satt und möchten gerne Jede wieder für sich seyn. Wir gehören gewiß nicht unter die, welche große Ansprüche machen, aber sein eigenes Stübchen will halt Jedermann. Also nichts für ungut, Bürgermeister. Wir wünschen Euch alles Glück und viel Segen, aber wir wollen's nun jeder aparte für sich probiren und denken, als Handlanger und Taglöhner schon so viel verdienen, daß wir unser Leben durchschlagen. Die paar Thaler, die Ihr für uns in der gemeinschaftlichen Kasse liegen habt, wollen wir vorderhand nicht angreifen, sondern uns lieber abmühen und quälen, bis wir ein Bischen Erfahrung haben. Dann sind wir doch sicher, daß wir, wenn wir uns dann an-

kaufen, das Geld besser anlegen, als wir hier auf „Germania" thun würden. Von dem, was bisher verbraucht worden ist, zieht unsern Part ab, und gebt uns' den Rest heraus. Es wird uns freilich nicht allzuviel bleiben, aber wir müssen halt diesen Verlust als Lehrgeld betrachten."

Der Bürgermeister sagte keine Silbe, sondern wie er die Männer so fest entschlossen fand, ergriff er Feder und Tinte, nahm sein Buch zur Hand, worin alle Ein- und Ausgaben verrechnet waren und zahlte den vier Colonisten den Rest ihrer Einlage heraus.

„Wo werdet Ihr hinziehen?" fragte Pauline, „oder habt Ihr Euch noch keinen Ort erwählt?"

„Ei freilich," entgegneten die Männer. „Wir ziehen in's Thal hinab, wo wirklich die Mühle gebaut wird. Da giebt's den ganzen Herbst und Winter zu thun und so viel wir wissen, ist auch ein Häuschen da, welches uns der alte Farmer überlassen will."

Dem Bürgermeister war alles Blut in den Kopf gestiegen, wie er hörte, wohin die vier Familienväter zu ziehen gedachten. „So, der Christian zieht Euch an sich?" rief er. „Es ist also eine abgekartete Sache? Der Bursche will Germania ruiniren, weil ich ihm meine Tochter nicht gegeben habe! Geht nur, aber sagt ihm, eine solch' kleinlichte Rache zeige mir, wie recht ich gehabt habe, ihn fortzujagen."

„Bürgermeister," erwiederte der Sprecher der vier Männer, „Ihr urtheilt halt immer zu voreilig, und 's ist kein Wunder, wenn man Euch hoffärtig und stolz heißt. Dem Christian thut Ihr ein ganz schwer Unrecht an, denn nicht nur lockte uns der nicht fort, sondern er weiß sogar keine Silbe davon, daß wir

nur gehen. Seit er von hier fort ist, haben wir ihn mit keinem Auge gesehen, und ich glaube grad' umgekehrt, wenn er wüßte, was wir im Schilde führen, so würde er uns zureden, hier zu bleiben; so redlich und ehrlich denkt er gegen Euch, Bürgermeister, ganz anders, als Ihr gegen ihn denkt. Wenn Ihr aber wissen wollt, warum wir trotz allem dem in's Thal hinabziehen und uns beim Mühlenbau verwenden lassen wollen, so kann ich's Euch sagen. Euer eigener Schwager, der Förster, hat uns die Gegend dort so schön und fruchtbar geschildert und uns so viel von dem geschäftigen Leben, das dort sich ausbilde, erzählt, daß in uns der Entschluß fest wurde, dahin zu gehen und uns vielleicht auch später dort ganz anzusiedeln. Dieß ist die lautere Wahrheit."

Abermals war der Bürgermeister genöthigt, stille zu schweigen, denn er fühlte, daß der Mann nicht Unrecht hatte. So nahmen denn die Viere Abschied und baten sich's nur als letzte Gunst aus, den Wagen zum fortführen ihrer Kisten benützen zu dürfen. Gerade wie sie gingen, trat der Doktor in's Zimmer.

„Eine Abschiedsscene, wie ich vermuthe?" sagte der Letztere. „Es macht sich Eines nach dem Andern weg und wenn's eine Zeitlang so fortgeht, so wird die „Einigkeit" Germanias bald praktisch darzustellen seyn, denn dann bleiben nur wir zurück. Ich kann aber kaum sagen „wir"; denn auch ich bin genöthigt, meinen Hauptwohnsitz im Thale unten aufzuschlagen; ob ich gleich natürlich jede Woche hieher reiten oder fahren werde."

„Auch Sie, Doktor, wollen mich verlassen," rief der Bürgermeister schmerzlich bewegt. „So bin ich denn dazu verdammt, alle Menschen von mir abzustoßen!"

„Nicht doch, Bürgermeister," erwiederte der Arzt. „Sie fassen die Sache ganz falsch auf. Bei mir handelt es sich nur um Verlegung meines Wohnsitzes in's Centrum meiner Praxis, statt daß ich denselben bisher am äußersten Ende derselben gehabt habe. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Ansiedelungen bei Littlefalls sich bedeutend mehren und jetzt schon eine ziemliche Anzahl Farmen repräsentiren, die alle in einem Umkreis von zwanzig und mehr Meilen zu meinen Kunden gehören. So bin ich wohl oder übel gezwungen, mich in die Mitte dieser Farmen und Niederlassungen zu postiren, damit ich Jedem genügen kann. Und da ich auf der Grocerie dort unten Wohnung und Stallung zugleich fand, so besann ich mich nicht lange, zuzusagen. Uebrigens Abschied nehmen wir deßwegen keinen; wir sehen uns hoffentlich alle Wochen, auch wenn keine Kranken auf Germania sind."

„Man spricht seit ein Paar Tagen von Nichts, als von dem Littlefalls und dem Thale dort," meinte nun die Wittwe Heringen, „so daß man ganz begierig wird, das Ding nur auch einmal zu sehen. Ist's denn ein Handelsplatz? Oder was ist sonst so anziehungswerthes daran, daß Alles dahinzieht?"

„Ein Handelsplatz kann's vielleicht einmal werden," lachte der Doktor. „Vorderhand besteht aber derselbe aus einem einzelnen Kaufmannshause, in welchem man jedoch in der That vielerlei haben kann, denn so ein Grocer führt Tausenderlei. Sie würden staunen, wenn Sie es sähen!"

„Auch Schuhe und Bänder und Schnüre?" fragte die Wittwe. „Ich könnte in der That Verschiedenes brauchen, und wenn Sie mich einmal mitnähmen, so wäre ich Ihnen sehr verbunden, Doktor."

Das war nun bald abgemacht, denn der Doktor wollte schon heute Mittag hinfahren, um sein neues Logis soviel möglich in Stand zu bringen, damit er es den Tag darauf beziehen könnte. Der Bürgermeister sah zwar nicht gut dazu, daß Frau Karoline mit dem Doktor in der Welt herumfahre; allein diese ließ sich dadurch nicht irre machen. Sie wollte einmal die neue Niederlassung sehen und zugleich ihre kleinen Einkäufe besorgen. So fuhren sie denn gleich nach dem Essen ab. Pauline aber hatte sich nicht bewegen lassen, ihr auch nur einen Gruß an Christian aufzugeben. Es war Etwas in ihr, das sie vor der Wittwe warnte.

In der That war es wohl der Mühe werth, die kleine Tour zu machen, denn schon nach einer Fahrt von wenigen Stunden änderte sich das ganze Aussehen der Natur. Dort, wo Germania stand: Busch und Sumpf, hier Wald und Wiese und Fluß. Dort eine öde Verlassenheit, eine Stille zum Verzweifeltwerden, hier in der ganzen Runde rauchende Kamine und Heerden von Vieh auf den Thalabhängen. Es war eine ganz andere Gegend!

„Die Leute haben so Unrecht nicht, wenn sie dieses Thal unserem Germania vorziehen,“ meinte Frau Karoline, die Scenerie mit prüfendem Auge betrachtend.

„Ich meine sogar, der Bürgermeister würde gut daran thun,“ setzte der Doktor hinzu, „die ganze Colonie aufzugeben, und sich hier anzusiedeln. Es kommt doch nur Schaden und Zeitverlust dabei heraus, wenn er auf seinem Eigensinn beharrt, Germania zu cultiviren. Wollten Sie nicht Ihren Einfluß auf den Mann zu dem Ende verwenden? Ich sehe gut,“ fuhr der Doktor lächelnd fort, „und mein Beruf schon bringt es mit

sich, Beobachtungen zu machen, wo andere Leute gleichgültig hinwegsehen. Sie dürfen deßhalb nicht böse seyn, wenn ich von diesem Ihrem Einflusse spreche, und wenn ich Sie sogar bitte, denselben dazu zu verwenden, daß eine Aussöhnung zwischen dem Vater Paulinens und ihrem Geliebten stattfindet. Sie können es dahin bringen, wenn Sie nur wollen. Und sollte es Sie nicht glücklich machen, das Glück Anderer begründet zu haben?"

Frau Heringen gab keine Antwort. Ein sonderbares Lächeln glitt über ihre Züge. Ihre Gedanken waren offenbar mit etwas ganz Anderem beschäftigt, als mit dem Vorsatze, Glück, Liebe und Segen in einer Familie einheimisch zu machen, in welche sie sich eindrängen zu wollen den Anschein gab.

„Ha, was ist das!" rief sie plötzlich, auf einen Gegenstand deutend, der sich mit rasender Schnelligkeit vor ihnen hinbewegte. Es war, so viel man aus dieser Ferne entdecken konnte, ein Wagen mit zwei Pferden, die offenbar scheu geworden über Stock und Stein dahinrannten. Plötzlich stürtzten sie zusammen und Wagen und Pferde lagen auf einem Haufen. Wahrscheinlich waren sie an einem Hindernisse angerannt und hatten so sich mitsammt dem Gefährte zu Boden gerissen. Der Doktor trieb sein Pferd zu größter Eile an, denn daß hier ein Unglück geschehen sey, war gar deutlich wahrzunehmen. In wenigen Minuten waren sie an Ort und Stelle.

Es war in der That ein zweispänniger Wagen, ganz so aufgetackelt, wie es bei den Hausirern Brauch und Sitte ist. Die Pferde, durch irgend eine (dem Doktor unbekannte) Ursache scheu geworden, hatten sich in einem Graben überstürtzt und in ihre eigenen Stränge verwickelt, so daß sie nicht weiter

konnten. Der Wagen lag umgeworfen und neben ihm der Eigenthümer, den die Pferde bis hieher geschleppt hatten. Derselbe blutete aus mehreren Wunden und lag bewußtlos, wenn nicht todt neben den Pferden.

Der Doktor sprang aus seinem leichten Wägelchen und war im Nu bei dem bewußtlosen Menschen, der schwer verletzt zu seyn schien. Er richtete ihn auf, um nachzusehen, wo die Hauptverletzungen liegen oder ob in der That das Leben bereits entflohen sey. Der Puls schlug übrigens noch und die Bewußtlosigkeit schien mehr eine Betäubung zu seyn, die in Folge eines Schlages gegen den Vorderkopf eingetreten war.

„Ich glaube, der Mann kann gerettet werden," sagte der Doktor nach genauer Untersuchung. „Helfen Sie mir ein wenig; so richten wir seinen Wagen auf und führen ihn dann behutsam weiter. Zum Glück sind wir kaum mehr eine Viertelstunde von der Grocerie entfernt. Doch sonderbar, des Mannes Gesicht hier kommt mir bekannt vor, und doch kann ich mich nicht erinnern, wo ich denselben früher gesehen haben sollte."

Die Wittwe war ebenfalls abgestiegen, um dem Doktor behülflich zu seyn, den umgeworfenen Wagen wieder aufzurichten. Nunmehr betrachtete auch sie den Verunglückten näher. Gleich darauf wandte sie sich mit einer Gebärde des Abscheues oder vielmehr des Schreckens ab.

„Es ist der Jude," sagte sie, „der vor einigen Wochen Germania besuchte und als Dieb fortgejagt wurde. Lassen wir ihn liegen; der Mensch ist nicht mehr werth, als auf dem Felde zu verfaulen."

„Weil's ein Jude ist?" fragte der Arzt, seine Begleiterin mit einem Blicke messend, der ihr nicht recht gefallen wollte.

„Für mich ist jeder Mensch ein Mensch, seine Religion mag seyn, welche sie wolle.“

„Aber dieser nicht,“ versetzte das Weib trotzig. „Er hat ja gestohlen!“

Der Doktor gab keine Antwort mehr, sondern richtete den Wagen des Peddlers (denn dieser war es wirklich) so gut als möglich her. Dann löste er die Stränge, in welchen sich die Pferde gefangen hatten und machte denselben das Aufspringen möglich. Als er hiemit fertig war, mußte ihm Frau Karoline behülflich seyn, den Juden, der immer noch nicht zum Leben erwacht war, aufzuheben und auf den Wagen zu legen. Nunmehr band der Doktor sein eigen Fuhrwerk und Pferd an den Peddlerswagen an, und die Reise ging langsam weiter. Der Doktor trug Sorge, daß der Verwundete, so wenig als möglich erschüttert werde, denn er hatte noch keinen eigentlichen Verband anlegen können, und somit drang bei jedem Stoße Blut aus den Wunden. Zum Glück war der Weg eben und Hülfe nahe. In einer Viertelstunde hielten sie vor der Grocerie.

„Bringt ihn in mein Zimmer,“ rief der Doktor, als der Grocer und seine Leute herbeieilten. Es lag dieses neben dem des Christian Rau, der sich während des Baues seiner Mühle ebenfalls hier eingemiethet hatte und in voller Thätigkeit begriffen war. Als er übrigens von dem Unglück hörte, sprang er ebenfalls herbei, um seine Hülfe anzubieten, denn es war nur wenige hundert Schritte von der Grocerie bis auf seinen Bauplatz.

Man zog dem Verunglückten Rock und Weste ab, denn die meisten Wunden befanden sich am Oberkörper, während der

Unterkörper ganz unversehrt war. Die Weste war aber an das Unterleibchen festgenäht, so daß beide erst getrennt werden mußten. Jetzt zeigte sich ein Päckchen, das in diesem Zwischenraume wohl versteckt gelegen hatte. Das Päckchen, seiner Schnur entledigt, ging auf und eine schwere goldene Uhr mit Kette, verschiedene Ringe und andere Schmucksachen fielen zu Boden.

„Ha," rief Christian, „das ist des Försters Uhr! Bei Gott, all' das Geschmeide, das vor vier Wochen auf Germania gestohlen wurde!"

„So wäre der Jude doch der Dieb gewesen?" sagte der Doktor. „Ich hatte immer daran gezweifelt; allein jetzt freilich ist er überwiesen."

Frau Karoline war leichenblaß geworden, als sie der Uhr und des goldenen Geschmeides ansichtig wurde. Sie mußte sich an der Wand festhalten, um nicht umzusinken. Allein bald faßte sie sich wieder, noch ehe Jemand ihre tiefe Bewegung wahrnehmen konnte, da Alle mit dem Peddler beschäftigt waren.

„Sagt ich's Ihnen nicht, Doktor," rief sie, „wir wollten ihn liegen lassen? Der Mensch ist wahrhaftig der Theilnahme nicht werth, die Sie ihm erweisen."

„Im Gegentheil," meinte der Doktor. „Jetzt gerade werde ich ihm meine gedoppelte Theilnahme zuwenden; denn wenn er den Diebstahl beging, so soll er als Dieb gestraft werden. Und um dieß zu ermöglichen, werde ich ihn vorher herstellen. Christian, gehe auf dein Zimmer, und hole mir etwas getragene Leinwand. Du hast vielleicht noch ein Stück von Deutschland her; denn in dem verdammten Lande hier trägt man ja nur baumwollene Hemden! Und Ihr, Grocer,

macht, daß schnell warm Wasser heraufkommt und Essig. So nunmehr hoffe ich, den Burschen bald so weit zu haben, daß man ihn in's Zuchthaus sperren kann."

Alles stand dem Doktor in seinem Eifer, den Peddler zu verbinden, bei. So fand Frau Karoline Gelegenheit, sich leise hinaus zu machen aus der Patientenstube. „Sie habe das Metzgerhandwerk nie leiden mögen," sagte sie, „und ein Doktor sey doch eigentlich nichts anders, als ein Stück von einem Metzger!" Kaum stand sie außen, so betrachtete sie sich die hier befindlichen Thüren. Die nächste mußte in das Zimmer Christian Rau's führen, denn sie hatte ihn mit der Leinwand hier heraus kommen sehen. Sie lauschte aufmerksam. Kein Tritt ließ sich hören. Sie trat in die Stube, denn die Thüre war nur angelehnt. In der Eile hatte wohl Christian sie zu schließen vergessen. Sie schaute sich schnell um. Eine Junggesellenwirthschaft blickte ihr entgegen. An der Wand hing ein seidenes Halstuch, das, wie sie sich erinnerte, Christian einst von Pauline geschenkt bekommen hatte. Sie steckte es zu sich. Auf einem Tische lagen ein Paar Handschuhe, die Christian schon in Germania getragen hatte. Auch diese verschwanden in ihrer Tasche. Jetzt spähten ihre Augen nach etwas Anderem. Es war eine Art Dolchmesser, das in der Wand neben dem Bette stack. Schnell riß sie es heraus, wickelte es in Papier und verbarg es an ihrem Leibe. „Gelungen, gelungen!" flüsterte sie jetzt. „Der elende Peddler hat mir doch so viel genützt, daß ich nicht zu einer andern List greifen mußte." Rasch schlüpfte sie wieder aus dem Zimmer, von Jedermann unbemerkt, wie sie wähnte. Und doch nicht ganz unbemerkt, denn der Doktor trat gerade aus der Krankenstube, wie sie die Schwelle

haben schon oft geholfen. Ohnehin wird der Doktor, wie er mir sagte, vor morgen nicht kommen können, weil ihn sein Patient in Littlefalls zurückhält." — So ging sie.

„Sie ist am Ende doch besser, als ich bisher von ihr dachte," meinte Pauline, der Wittwe nachsehend. „Sie fühlt doch wenigstens Mitleid, und denkt also nicht bloß an sich selbst, wie ich bisher annahm."

Eine der Frauen der Colonisten war nämlich schon seit längerer Zeit unwohl, und dieses Unwohlsein hatte sich seit gestern zu einer dem Anschein nach gefährlicheren Krankheit gesteigert.

Pauline ging ruhig an ihre Tagesarbeit, dem Vater das Frühstück zu bereiten. Sie bat der Wittwe im Stillen das Unrecht ab, das sie ihr angethan habe. Diese aber schritt hastig dem Busche zu und ganz andere Gedanken wogten in ihrem Busen, als ihr das gutmüthige Mädchen zugeschrieben hatte. Im Vorbeigehen an der „Kirche" hatte sie dem Vikarius das unter ihnen verabredete Zeichen gegeben und gleich darauf verließ auch er seine Wohnung, und wandte sich dem abgelegenen Plätzchen zu, welches so oft schon stiller Zeuge der Pläne gewesen war, die von dem verbrecherischen Paare entworfen wurden und nun ihrer Ausführung nahe waren.

„Wie soll ich Sie nennen, Vikar?" fuhr ihn das Weib an, ihre sonstige kalte Ruhe ganz vergessend. „Ihre unverzeihliche Kurzsichtigkeit setzt unsere ganze Existenz auf's Spiel."

„Wie?" entgegnete dieser, sie verwundert anstarrend. „Ich verstehe Sie nicht. Alles steht vortrefflich. Ich habe jede Kleinigkeit nach Vorschrift ausgeführt."

„Versteht sich, ganz vortrefflich steht Alles!" höhnte die

Frau und ihre schönen Züge verzerrten sich in ein häßliches Grinsen. „Aber ich wenigstens will nicht auch unter Ihrer Thorheit leiden. Wenn der Diebstahl auf Sie erwiesen wird, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Niemand kann auch nur vermuthen, daß ich mitbetheiligt war. An wen haben Sie die Uhr und die Kleinodien verkauft?"

Des Vikars verblüfftes Gesicht drückte immer mehr wachsendes Staunen aus! „Ich verstehe Sie immer noch nicht," versetzte er. „Die Uhr und die andern Dinge verkaufte ich an den sichersten Mann in ganz Bellowspring. Ich erkundigte mich vorher so genau, daß ich nicht fehlgehen konnte. Es ist ein Jude, der vielfach derlei Geschäfte macht. Er verwerthet solcherlei Gegenstände nicht unmittelbar, sondern gibt sie immer wieder an Glaubensgenossen ab, welche damit im fernen Westen hausiren. Derlei Menschen sind so verschwiegen, wie das Grab, um so mehr, als ein solches Geschäft sehr lucrativ zu seyn pflegt. Man sagte mir, daß diese Juden Verbindungen durch die ganze Union, ja noch über dieselbe hinaushegen. Von dieser Seite also haben wir nichts zu befürchten."

„Und wissen Sie, in wessen Händen nun die Uhr und die Schmucksachen sind?" erwiederte das Weib, nur wenig von der Auseinandersetzung des Vikars befriedigt. „In keinen andern, als in denen des jüdischen Peddlers, auf den Sie damals den Diebstahl schoben. Ich habe sie selbst in seinem Besitze gesehen."

Sie erzählte ihm nun das gestrige Erlebniß und mit jedem Worte wuchs seine Beklemmniß. „Hah," rief er endlich. „Sollte das Unternehmen an seinem Endpunkte noch scheitern? Doch nein," setzte er gleich darauf beruhigter hinzu.

„Der Peddler hat die Sachen offenbar eingehandelt, um sie auf seiner Tour, die ihn weitweg von hier führt, wieder zu verkaufen. Er weiß wohl gar nicht, woher die Goldsachen stammen und noch viel weniger denkt er daran, uns zu verrathen. Wir sind in einer ganz unnöthigen Angst."

„Aber ich mußte doch dem Förster sagen, daß sein gestohlenes Eigenthum gefunden ist?" meinte die Frau immer noch nicht ganz beruhigt. „Er hat natürlich keinen Augenblick gezaudert, nach Littlefalls zu gehen, um seine Sachen zu reclamiren, denn Christian hat dieselben bereits als das Eigenthum des Försters erkannt. Wie denn nun? Wird nicht der Peddler seine Bezugsquelle angeben müssen und sind wir dann nicht verkauft und verloren?"

„Oh, dafür lassen wir die Juden sorgen, wie sie sich aus dem Handel herausreißen," erwiederte der Vikar wegwerfend. „Die wissen immer Wege und Schliche, an die wir nicht denken. Ueberdieß, so viel ich weiß, kennt mich der Käufer der gestohlenen Waaren gar nicht und wenn er seine Mähr' von dem Unbekannten erzählt, von dem er Alles bekommen und erhandelt haben will, so glaubt ihm kein Mensch, sondern Jedermann hält's für eine fein ersonnene Geschichte, um sich aus der Patsche herauszureißen. Im schlimmsten Falle könnte nur aus einer Personalbeschreibung auf meine Person geschlossen werden, und — wenn's so weit kommt, so gilt mein Wort wohl so viel, als das Wort des jüdischen Kaufmanns."

Der fromme Herr sprach so zuversichtlich, so voller Ueberzeugung, daß das Weib unwillkürlich sich davon anstecken ließ, und doch war ein Etwas in ihr, das sie nicht ganz zur Beruhigung kommen lassen wollte. Auch die verhärtetsten Sünder

haben Augenblicke, in denen sich ihr Gewissen regt, und ihnen Vorahnungen zuflüstert, die sie mit Schrecken und Furcht erfüllen.

„Ich erkenne Sie heute gar nicht, „fuhr der Vikar fort, als er ihres Zustandes gewahr wurde. „Sehen Sie denn nicht ein, daß wir längst geborgen und in Sicherheit sind, bis eine gerichtliche Untersuchung des Diebstahls auch nur beginnen kann? Wir sind jetzt nicht mehr in Deutschland mit seiner geordneten Polizei, wir sind in Amerika. Ist unser Vorhaben gelungen und ist Christian Rau als der Thäter festgesetzt, so werden wir nicht hier warten, bis die Gerichte sich der Sache bemächtigt haben. In zwei Tagen sind wir auf der Eisenbahn und am dritten schwimmen wir auf einem jener gigantischen Dampfboote des Mississippi der großen Stadt Neworleans zu. Dort tauchen wir als neue Menschen auf, ich als reicher Fremdling, Sie als mein schöne, Alles bezaubernde Schwester. Wir führen einen Namen, der unsere edle Abkunft verräth und kein Mensch soll mehr in mir den früheren Vikar Ränz, in Ihnen Frau Karoline Heringen erkennen. Was haben wir dann zu fürchten? Ehe zwei Monate um sind, ist die ganze Diebstahlsgeschichte vergessen und zu den Todten begraben. Also Muth, meine theure Karoline. Verlieren Sie im letzten Augenblicke die Energie nicht, die Sie sonst immer beseelte. Oder wollten Sie wegen einer kleinlichten Angst das ganze so lange gepflegte Unternehmen aufgeben? Wollten Sie wegen einer Regung Ihres Gewissens oder vielmehr wegen Zitterns Ihrer schwachen Nerven unsere ganze Zukunft auf's Spiel setzen und den Augenblick versäumen, der uns allein vorwärts bringen kann?"

„Es ist bereits vorbei," sagte die Wittwe, sich gewalt

sam aus ihrer gedrückten Stimmung emporarbeitend. „Wir haben dießmal unsere Rollen getauscht, und statt Ihrer war ich die Aengstliche; von nun an aber sollen Sie mich nie mehr schwach sehen. Haben Sie das Opium? Oder konnten Sie keines auftreiben?"

„Hier ist es," versetzte der Vikar, ihr ein kleines Fläschchen reichend. „Ich konnte eine ganze Karrenladung bekommen, wenn ich wollte. Kein Mensch beaufsichtigt hier die Apotheker."

Die Frau betrachtete das Fläschchen lang und tief nachsinnend. „Heute Nacht muß Alles geschehen," flüsterte sie endlich kaum hörbar. „Und vielleicht werden der kranken Agathe ein paar Tropfen auch nicht schaden. Sie erscheint dann beim Aufwachen fieberhafter und kränker, und Pauline muß es über sich nehmen, bei ihr zu wachen."

Sie flüsterten nun noch lange und leise zusammen. Jeder Umstand ward erwogen und jeder Zufall berechnet. Auf die Mitternacht ward die That bestimmt! Sie wollten sich zwar heute Abend noch vorher beim Bürgermeister treffen, aber nur um den Mann in Sicherheit zu wiegen, nicht um sich zu besprechen, denn vor ihm, wie vor allen Uebrigen hatten sie bisher der Vorsicht halber so gethan, als ob sie sich gegenseitig fremd, wenn nicht abhold wären. Darum mußte der Plan jetzt schon bis in die kleinste Kleinigkeit hinein abgemacht seyn! — Als sie sich trennten, war das Gesicht der Frau wieder so freundlich glänzend, wie immer. Kein Mensch konnte ahnen, welcher Teufel unter dieser glatten, zierlichen Oberfläche schlummerte. Der Vikar aber machte einen weiten Umweg, um seine aufgeregten Nerven wieder zu beruhigen, damit er seinen Mitmenschen gegenüber dasselbe ruhige und heilige Gesicht zeigen konnte, das man an ihm zu sehen gewohnt war.

Beide hätten übrigens nicht nöthig gehabt, ihre Züge so sehr in Acht zu nehmen, den der heutige Tag war zu stürmisch für die junge Colonie, als daß Jemand Zeit gefunden hätte, sich lange mit Beobachtung der Uebrigen abzugeben. Die vier Familien, welche gestern schon beim Bürgermeister ihren Austritt erklärt und von ihm Abschied genommen hatten, hatten jetzt ihre Koffer gepackt und auf den Wagen geladen. Sie waren im Begriff abzugehen. Der Bürgermeister hatte sich eingeschlossen und ließ sich nicht sehen. Der Förster war abwesend, denn er war alsobald, auf die Nachricht hin, welche ihm Frau Karoline gebracht, auf des Doktors Wägelchen fortgefahren. Der Vikar blieb ebenfalls ferne; er wollte mit der Sache nichts zu thun haben. Nur Ferdinand und Pauline schüttelten Jedem der Davonziehenden die Hand und letztere blieb auch stehen, bis der Wagen aus ihrem Gesichte verschwunden war, während Ferdinand es sich nicht nehmen ließ, die Abgehenden bis an Ort und Stelle ihrer neuen Niederlassung zu begleiten, um zugleich seinen Freund Christian wieder zu sehen. Natürlich waren, wie Pauline und Ferdinand, so auch alle übrigen Colonisten auf den Beinen und nicht gering war die Aufregung, die sich derselben bei dem Abzug so zu sagen ihrer besten Kräfte bemächtigt hatte. Mehrere weinten und schluchzten laut, andere ergingen sich in Verwünschungen und Flüchen, die Meisten waren über die Trennung tief betrübt, und wünschten Nichts, als ebenfalls die Mittel zu besitzen, mit den Davongehenden sich wieder vereinigen zu können; denn leider stand es mit der Colonie nun so, daß die Zurückgebliebenen — kaum mehr die Hälfte der ursprünglich Betheiligten — lauter notorisch Arme waren, die rein auf die Kosten und

die Vorschüsse des Bürgermeisters hin die Reise nach Amerika zu machen vermocht hatten. Auch seither hatten sie von seinen Vorschüssen gelebt und waren demnach gänzlich von ihm abhängig. Dieses Gefühl der Abhängigkeit, verbunden mit dem Gefühl der Armuth und Verlassenheit mußte die Lage dieser Colonisten natürlich noch unbehaglicher machen, als sie ohnehin schon war. Zwar standen sie nicht auf der Bildungsstufe, daß sie sich des Grundes dieses ihres Gefühls bewußt gewesen wären, denn sie gehörten sämmtlich dem niedersten Stande des Volkes an; allein der Instinkt lehrte sie, daß sie nunmehr gänzlich in den Händen des Mannes seyen, der sie ernährte; und eben die niedere Stufe der Bildung, auf der sie standen, machte, daß die Unbehaglichkeit, welche sie über diese ihre Abhängigkeit fühlten, bälder oder später auf eine rohe Weise sich äußern mußte. Man findet daher in der Regel in Amerika, daß die ungebildete Klasse der eingewanderten Deutschen sich durch eine Gemeinheit, Rohheit und Brutalität auszeichnet, die man an denselben Leuten in Deutschland früher nicht beobachtet hatte.

Endlich war der Wagen abgefahren und die abziehenden Colonisten gingen zu Fuße neben her. Endlich war auch die letzte Spur der Abgegangenen verschwunden; aber noch immer zerstreuten sich die Zurückgebliebenen nicht, sondern standen in ein paar Gruppen bei einander, das Ereigniß besprechend.

„Hört, Ihr Leute,“ rief endlich Einer. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich länger bleibe, und für Nichts und wieder Nichts den ganzen Tag arbeite. Wir wollen zum Bürgermeister gehen und ihm rund heraus erklären, daß er uns Geld geben muß, damit wir auch fort können.“

„Oder wenigstens muß noch Jemand her, der uns Häuser baut," schrie ein Anderer, „damit wir bald abtheilen können, und Jeder sein eigen Gütchen bepflanzt."

„Nein," rief ein Anderer. „Ich will nichts vom Abtheilen. Er soll nur mit seinem Vikar das schlechte Land da behalten. Aber wenn ich weiter arbeiten soll, so will ich auch meine Bezahlung. Jeder Taglöhner ist seinen Thaler nebst Kost täglich werth, und dieß Geld muß er herauszahlen."

Auch die Weiber legten sich darein und schrieen wo möglich noch ärger, als die Männer. Bald brachten sie es auch dahin, daß man vor die Wohnung des Bürgermeisters zog, um diesem die gemeinsamen Beschwerden vorzutragen. Es war aber keine Klage oder Beschwerde, die da laut wurde, sondern ein heftiges Geschrei und ein Durcheinander, die einer Revolte so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Der Bürgermeister sah wohl ein, daß er es dießmal nur mit solchen Menschen zu thun hatte, die einer vernünftigen Vorstellung nicht leicht Gehör geben; aber dennoch versuchte er es. Er bezwang sogar seinen von Natur heftigen Charakter (der übrigens durch die Vorgänge der letzten Zeit viel von seinem heißen Blute verloren hatte), und antwortete den Leuten ruhig und kalt. Allein je ruhiger er war, um so mehr überzeugten sich die rohen Menschen, daß sie im Recht seyen und er im Unrecht, und das Geschrei wurde wieder ärger, denn zuvor.

„Ihr Undankbaren," rief endlich der Bürgermeister. „Habe ich Euch nicht schon in Deutschland Alles auseinandergesetzt? Habe ich Euch nicht dort schon erklärt, daß es Jahre dauern werde, bis Ihr Euer Eigenthum von Schulden freigemacht und so im Stande haben könnet, daß es einem Bauerngute gleich-

stehe? Wußtet Ihr das nicht Alles, und doch beklagt Ihr Euch jetzt darüber? Oder habe ich es an Etwas von meiner Seite fehlen lassen? Habe ich Euch nicht immer vorgestreckt, was Ihr brauchtet? Habt Ihr nicht seither Euer Essen gehabt und mehr Fleisch, als Ihr in Deutschland in einem Jahre sahet?"

„Ja," schrien Einige, „aber wo blieb das Trinken? In Deutschland hatten wir doch Bier oder Most und hier haben wir gar nichts, als Wasser, und das ist nicht einmal gut. Ihr hättet uns in Deutschland lassen sollen. Ihr wollt ja gescheidter, als andere Leute, seyn; also hättet Ihr auch voraussehen können, daß der ganze Plan von Anfang an nichts taugte, weil er nicht auszuführen ist!"

„Der Bürgermeister hat gut schwätzen," riefen Andere. „Der hat bereits sein eigen Haus und führt seine eigene Küche. Wir aber müssen unter Zelten schlafen und wenn Eins krank wird, so ist nicht einmal ein Doktor da. Da ist's doch in Deutschland ein Anderes. Warum hat er uns weggelockt? Jetzt wollen wir wenigstens in eine Gegend, wo Menschen wohnen, und bleiben nicht mehr in dieser Wildniß."

Jetzt stieg doch dem Bürgermeister die Galle. „Wie?" rief er. „Ihr werft mir vor, daß ich zuerst ein Haus habe? Soll ich vielleicht ausziehen, und Einem von Euch Platz machen? Oder habe ich sonst Etwas vor Euch voraus? Habe ich nicht dieselbe Kost, dasselbe Getränk? Seyd Ihr denn in Deutschland auf Rosen gebettet gewesen und im Ueberflusse geschwommen? Habe ich Euch verlockt, mit mir zu kommen, oder seyd Ihr mir immer im Ohre gelegen, Euch mitzunehmen? Und jetzt wollt Ihr mich dafür steinigen, wofür Ihr

mir nur Dank schuldig seyd? Geht, Ihr seyd ein erbärmlich Volk. Macht, daß Ihr Alle fortkommt. Ich schenk' Euch Alles, was Ihr mir schuldet; aber von nun an macht keine Ansprüche mehr an mich. Je bälder Ihr von Germania verschwunden seyd, um so besser für mich. Ich will schon ohne Euch fertig werden."

Wie die Leute den Ernst sahen, wurden sie doch verlegen und kratzten sich hinter den Ohren. „So ist's nicht gemeint, Bürgermeister," sagte Einer, gleichsam im Namen Aller. „Ihr nehmt Alles zu schief. Wir wollen schon unsere Pflicht thun, nur meinen wir, es wäre gut, wenn Jeder bald sein eigen Hauswesen hätte, denn unsere Weiber wollen nicht mehr länger gut thun."

Der Bürgermeister gab keine Antwort, sondern kehrte still und in sich gekehrt in sein Zimmer zurück; die Leute aber gingen auf's Feld, um an der Herstellung des Gartens zu arbeiten. Sie waren auf die letzte Rede des Bürgermeisters doch etwas stutzig geworden; denn was sollten sie anfangen, wenn er sie fortjagte? Wie sollten sie ohne einen Cent Reisegeld Weib und Kind erhalten? — Es fragte sich nur, wie lange diese Stimmung anhielt.

Während dieser ganzen vorigen Scene hatte der neue „Baumeister" ganz ruhig unter einem der Zelte gesessen. Er hatte sich's bequem gemacht nach der Sitte der Amerikaner; denn ein Deutscher, der „schon lange im Land ist," wie er sich stolz ausdrückt, liebt es gar sehr, den äußeren Typus der Amerikaner nachzuahmen. Er glaubt mit der Nachäffung äußerer Sitten und Sonderbarkeiten der Eingebornen selbst eine Art Eingeborner geworden zu seyn. So war es auch bei diesem

Mann. Somit lehnte er sich bequem auf der Bank gegen einen Pfeiler zurück, ließ den Kopf den Rücken hinabhängen und streckte die Füße hoch über der Kopfeshöhe auf den Tisch. In dieser behaglichen Lage betrachtete er sich das Schauspiel, das die Einwanderer vor ihm zu seiner großen Belustigung aufführten. Natürlich wälzte er dabei seinen Kautabak im Munde herum und spritzte nur hie und da, so etwa jede halbe Minute, den braunen Saft gegen ein vorgestecktes Ziel aus, das er auch selten verfehlte.

„Verdammt dummes Volk, das!" murmelte er vor sich hin. „Wissen nicht, was sie wollen. Keine Energie! Noch viel zu deutsch! Kann nichts mit ihnen anfangen. Der Bürgermeister? Wird viel Haar lassen müssen! Zäh, wie der Satan, und hochmüthig, wie ein Aldermann. Muß Demuth lernen! Hätte Lust, den Lehrmeister zu machen! Will aber nicht anbeißen. Das saubere Weibsstück? Weiß nicht, was die hier thut. Paßt nicht in die Wirthschaft. Muß was Apartes bezwecken. Wär' sonst längst fort! Könnt' ihr Glück in New-York machen, besser noch in San-Francisko. Würd' in einem californischen Spielhaus eine Menge Leute herbeiziehen. Wär' ein famoser Lockvogel. Werd's ihr proponiren, wenn wir besser bekannt sind. Muß aber vorher wissen, was sie hier will! Der Pfarrer? Sehr fromm. Augen immer auf dem Boden oder am Himmel. Kenne das. Sieht gerad' aus, wie Einer, den ich am Galgen sterben sah. Möcht' wissen, wie die Beiden mit einander stehen, das Weibsstück und der Heilige! Thun, als kennten sie einander nicht. Könnt einen Andern damit anführen, aber mich nicht."

Während er so meditirte, legte sich eine leichte Hand auf

seine Achsel. Er drehte den Kopf, ohne seine übrige Stellung zu verändern und erblickte die junge Wittwe, mit der er sich eben in seinen Gedanken beschäftigte, neben sich.

„Wollen Sie zehn Thaler verdienen?“ sagte die Wittwe leise.

„Denk', ich will,“ war die kurze Antwort.

„Wissen Sie, wo Littlefalls liegt?“ fuhr die Fragerin fort.

„Denk', ich weiß,“ erwiederte der Mann lakonisch.

„Können Sie eine verschwiegene Botschaft besorgen?“ frug Frau Karoline weiter. „Oh,“ setzte sie hinzu, ohne ihn antworten zu lassen; „Sie brauchen mich nicht so von der Seite anzusehen. Die Botschaft soll für Sie kein Geheimniß seyn, so wenig als für Jeden, der hier lebt, denn Morgen kommt doch Alles zu Tage. Das Geheimniß ist blos für den, der die Botschaft erhält. Der Bürgermeister — aber Sie dürfen mich um keinen Preis verrathen — sieht ein, daß er gegen den Christian Rau übereilt gehandelt hat und möchte es gerne wieder gut machen. Wenn nun der Christian sich ungesäumt auf den Weg machte und bis Morgen in aller Frühe hieher käme, so stehe ich dafür, daß die Gesinnung des Bürgermeisters bis dahin sich noch nicht geändert hätte. Allein wir möchten gerne dem Christian eine Ueberraschung bereiten, darum hat ihm Pauline hier nur geschrieben, er soll Morgen kommen, weil sie mit ihm zu sprechen habe. Den wahren Grund aber hat sie ihm verschwiegen, um seine Freude desto größer zu machen. Also verrathen Sie nichts davon, wenn Sie dem Christian dieß Zettelchen überreichen.“

„Denk', ich kann schweigen,“ erwiederte der „Baumeister.“

„Wie bald werden Sie in Littlefalls eintreffen?“ frug jetzt

die Wittwe weiter. „Auf den Abend, denke ich. Wenn dann Christian ein wenig vor Mitternacht fortgeht, so kommt er gerade noch zur Frühstückszeit hier an. Sie selbst brauchen sich mit Ihrer Rückkehr nicht so zu beeilen. Denn — vielleicht könnten Sie mir noch einen Gefallen thun," setzte sie etwas stockend hinzu.

„Sechs für Einen," versetzte der Baumeister, der zwar keine Miene verzog, dem aber deßwegen doch keine Regung verloren ging, die sich auf dem Gesicht der Wittwe zeigte. „Galantrie stets eine Hauptpassion von mir."

„Sie haben davon gehört," fuhr Frau Karoline fort, eine ziemlich gleichgültige Miene annehmend, „daß gestern ein Peddler bei Littlefalls verunglückt ist. Ich möchte nun nur wissen, ob er vielleicht starb, oder, wenn nicht, was . . . was sonst mit ihm vorging. Und dann, — dann liebte ich's sehr, wenn der Doktor, der sich bei dem Patienten befindet, die Nacht über bei ihm bliebe und der Sohn des Bürgermeisters, der Ferdinand, ebenfalls. Es hängt dieß auch mit der Ueberraschung zusammen und natürlich dürfen die Beiden von dem Briefe hier an den Christian nichts erfahren."

„Junger Mann, der Peddler?" frug nun seinerseits der Baumeister.

„Nein, nein," lächelte die Wittwe. „Es ist ein älterer Mann und ein Jude."

„Ach, ich verstehe," versetzte der Baumeister. „Nichts am Peddler gelegen! Aber der Doktor und der Ferdinand sollten nicht vor Morgen hierher kommen wegen der Ueberraschung! Vertrauensauftrag, das! Macht weitere zehn Thaler."

„Wie?" sagte die Wittwe. „Ich dächte, wir wären um

zehn Thaler übereingekommen, und nun verlangen Sie das Doppelte?"

„Nro. 1. Brief!" erwiederte der Mann trocken. „Macht zehn Thaler. Nro. 2. Vertrauensauftrag. Macht wieder zehn Thaler. Noch einen Auftrag? Keinen mehr? Hätt' für den dritten blos fünf Thaler verrechnet."

Die Wittwe lächelte. „Hier sind die zwanzig Thaler," sagte sie, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie jetzt sogleich, wie Sie gehen und stehen, ohne sich nur umzusehen, und ohne ein Wort mit Jemanden zu wechseln, den Weg unter die Füße nehmen."

Der Mann schob das Goldstück ein, stand auf, stülpte seinen Hut etwas fester auf den Hinterkopf, schob ein neues Stück Kautabak in den Mund und entfernte sich in der Richtung nach Littlefalls, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, ja ohne sich einmal umzusehen.

Er war ungefähr eine halbe Stunde weit gegangen und wußte nun, daß er nicht mehr gesehen werden konnte. Er setzte sich also unter einen Baum nieder, zog den Brief hervor und erbrach ihn, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen. Er war richtig „Pauline" unterschrieben und diese bat darin den Christian Rau, „wenn er sie je lieb gehabt habe, so schnell als möglich zu ihr zu eilen," denn der rechte Augenblick sei jetzt gekommen. „Wenn er tüchtig ausschreite, so könne er gut in aller Frühe bei ihr seyn."

Der Baumeister faltete den Brief wieder sorgfältig zusammen, befeuchtete die Oblate von Neuem und schloß ihn wieder so gut, daß kein Mensch den Mißbrauch ahnen konnte, den er mit demselben getrieben hatte.

„Sonderbar, sehr sonderbar, äußerst sonderbar," murmelte der Baumeister. „Glaube keine Sylbe von allem, was mir die Wittwe sagte. Wollte sie mich vielleicht aus dem Wege haben? Werde bälder wieder zurück seyn, als sie denkt. Oder was hat sie sonst vor? Was geht sie der alte Jude an? Warum will sie den Christian hier und den Doktor und Ferdinand dort haben? Sehr sonderbar, äußerst sonderbar! Aber — werd's erfahren, denke ich, und wo dieß Zwanzigthalerstück hier steckte, stecken noch mehr! Will sie schon bekommen, die Goldfüchse!"

Mit diesen Worten eilte er Littlefalls zu. Auf Germania fiel Niemanden seine Entfernung auf. Nur die Paar, mit denen er Holz zu schlagen pflegte, fragten nach ihm, als er beim Nachtessen fehlte. Sie kannten aber seine eigenthümlichen Manieren schon zu sehr, als daß sie sich viel darum bekümmert hätten.

Wir müssen uns nunmehr nochmals nach der Grocerie in Littlefalls wenden. Der jüdische Peddler lag wohl versorgt und wohl gebettet, so weit dieß in solchen der Kultur kaum zugänglich gemachten Gegenden, möglich war, in dem Stübchen, das sich der Doktor gemiethet hatte. Eben hatte der Letztere eine tiefe Wunde am Kopfe mit der Sonde untersucht, und so schmerzhaft auch diese Operation seyn mochte, so machte der Kranke doch kaum eine Bewegung, viel weniger schlug er die Augen auf. Der Doktor schüttelte mit dem Kopfe.

„Glaubst du, daß er mit dem Leben davon kommt?" fragte Christian.

Der Doktor zuckte die Achseln. „Wenn ich die Wahrheit

gestehen soll," erwiederte er, „so weiß ich es selbst nicht. Morgen wird sich's zeigen, ob ich trepaniren muß, oder nicht. Im erstern Fall ist er unter zehnmal neunmal verloren; im letztern Fall muß die Natur das Meiste thun. Ich kann Nichts anwenden, als Ruhe und nochmals Ruhe."

Es trat eine augenblickliche Pause ein. Der Doktor beobachtete den Kranken und Christian überließ sich seinem Nachdenken.

„Bist du der Ansicht, daß der Peddler den Diebstahl begangen hat?" fragte Christian das Gespräch wieder erneuernd. „Der Augenschein ist gegen ihn, und doch weiß ich nicht, warum ich mich nie mit dem Gedanken vertraut machen konnte. Ich hatte damals meinen Verdacht ganz wo anders hingeworfen, aber ich scheute mich, ihn laut werden zu lassen."

„Es hat schon Fälle gegeben, wo Juden Einbrecher waren," antwortete der Arzt. „Allein solche Fälle stehen sehr vereinzelt. Der Jude ist von Natur feige. Seine Erziehung seit Jahrhunderten hat ihn dazu gemacht. Ein Hund, der von frühster Jugend auf Schläge bekommt, wird nie aufhören, beim geringsten Anlaß, und wenn du nur einen Stein aufhebst, den Schwanz einzuziehen. Er paßt höchstens dazu, von der Ferne zu bellen, aber dann auch recht tüchtig zu bellen und immer um so lauter, je feigherziger er ist. Gerade so ergeht's dem Juden. Natürlich Ausnahmen finden immer statt."

„Und glaubst du nun, daß dießmal und bei diesem Juden eine Ausnahme stattgefunden hat?" fragte Christian weiter. „Meinst du wirklich, dieser, der hier vor uns liegt, habe damals sich bei Nacht in die Kirche und den hintern Verschlag geschlichen, um des Försters Kisten mit einem Brecheisen zu öffnen?"

„Ich muß dir mit einer Frage antworten," sagte der Doktor. „Warum bist du so hartnäckig, meine Meinung zu hören? Was liegt daran, ob ich den Juden für schuldig halte oder nicht?"

„Wenn du gegen ihn zeugst," erwiederte Christian ernst, „so muß er hängen. Hältst du es nun nicht für das Schrecklichste, als Unschuldiger den Tod des Schuldigen zu sterben? Ist es ja schon schrecklich genug, einen Unschuldigen, Einen, von dem man wenigstens überzeugt ist, daß er unschuldig ist, verurtheilt zu sehen, wie viel qualvoller muß es seyn, die Rolle eines solchen Verurtheilten selbst spielen zu müssen! Und ich für meinen Theil gestehe dir offen, ich halte den Juden für unschuldig, mag gegen ihn sprechen, was da will. Mein Verdacht, den ich von Anfang an auf einen Andern warf, mag ein ungerechter seyn, und deßwegen will ich ihn auch für mich behalten; der Jude aber that's nicht, und deßwegen soll er auch nicht hängen, wenn ich es hindern kann."

„Es ist ein ungerechtes Vorurtheil, das wir gegen die Juden haben," sagte der Doktor; „ich weiß es, daß es ungerecht ist, und doch theile auch ich es. Das kommt wohl daher, ich habe in meiner Praxis zwar schon manchen ehrlichen Juden gefunden, aber noch keinen edel denkenden. Ehrlich sind sie hie und da, theils aus Gewohnheit, theils aus Angst vor der Strafe diesseits und jenseits, aber .... Doch lassen wir das. Vielleicht, wenn die Juden und Christen anfangen, sich zu vermischen, was ja hier in diesem Lande angeht, verliert sich der kriechende Diebs- und Hehlersinn der Ersteren und die Letzteren lernen von den Juden rechnen und speculiren, und Geschäfte machen."

Er ging einige Male stillschweigend auf und ab. Plötzlich blieb er hart vor Christian stehen. „Du meinst der Vikarius sey der Dieb,“ sagte er dann fest und zuversichtlich.

„Und wenn ich so denke, wirst du mir Unrecht geben?“ erwiederte der junge Mann mit eben so entschiedenem Tone. „Es ist ein falscher, niedrig denkender, heuchlerischer Schurke, dieser Pfarrer, und er allein ist es, der den Bürgermeister auf den unrechten Weg gebracht hat, auf dem dieser gegenwärtig wandelt.“

„Du hast nicht Unrecht,“ entgegnete der Doktor. „Aber noch gefährlicher, als der Vikarius, ist die glatte Schlange, die Wittwe Heringen. Ich wollte, wir könnten den Bürgermeister aus den Händen dieses Paares retten; aber ich fürchte, es gehört ein tüchtiger Schlag dazu, um ihm die Augen zu öffnen. Der Mann gehört nicht zu der Raçe, welche langsam und mit ruhiger Ueberlegung zu einem Entschlusse kommt. Bei ihm geht's sprungweise, und eben jetzt ist er, fürchte ich, auf dem Sprunge, einen bösen, sehr bösen Entschluß auszuführen. Ich wollte, wir könnten es hindern.“

Wiederum trat eine Stille ein.

„Doktor,“ sagte Christian nach einer Pause. „Wenn der Vikar der wirklich Schuldige ist, so wird er Allem aufbieten, daß der Jude hier, als des Diebstahls überwiesen, die Strafe des Diebs erleidet. Und wie leicht ist diese Ueberweisung? Fand man ja doch die gestohlenen Sachen bei ihm! Wir müssen also den armen Menschen ihren Klauen entreissen. Wir müssen ihn verbergen, bis er wieder genesen ist und sich wenigstens verantworten kann.“

„Warten wir, bis der Förster morgen kommt,“ meinte

der Doktor. „Er soll entscheiden. Aber nun komm, ich bin begierig, wie weit du mit deinem Bau vorgeschritten bist.“

„Die Mühlräder klappern noch nicht,“ lächelte Christian, „aber über vierzehn Tage hoffe ich, soll der erste Stamm gesägt werden. Es fehlen mir blos Hände zum arbeiten, sonst ginge es noch schneller vorwärts. Es sollte jetzt schon Holz auf ein Jahr hinein gefällt und behauen werden.“

„Oh,“ meinte der Doktor, „an Händen wird's dir bald nicht mehr fehlen, denn in wenigen Tagen wandert vollends ganz Germania zu dir herüber. Der Trupp, der Morgen kommt, ist nur der Anfang vom Ende.“

„Ich wollte, ich hätte es hindern können,“ erwiederte Christian. „Die Kluft zwischen mir und dem Bürgermeister wird dadurch nur um so tiefer. Und Pauline“ setzte er mit traurigem Blicke hinzu, „wird nie die Meine ohne die Einwilligung ihres Vaters.“

„Die Eiche biegt sich nicht, aber sie bricht,“ sagte der Doktor ernst. „Der Wille des Bürgermeisters muß gebrochen werden, sonst wird er nie der Mann, wie man ihn mit Freuden in der menschlichen Gesellschaft begrüßt.“

Den andern Tag zu guter Stunde kam der Förster an. In dem Befinden des unglücklichen Peddlers war aber keine merkliche Aenderung eingetreten. Er lebte zwar, und den Symptomen nach, die sich zeigten, war auch eine Besserung zu erwarten, ohne daß eine weitere Operation nöthig gewesen wäre, aber zum Bewußtseyn seiner selbst war er nicht nur noch nicht gekommen, sondern der Doktor erklärte auch, daß er dazu vor mehreren Tagen nicht kommen werde, und daß sogar, wenn es so weit gekommen sey, der Kranke noch längere Zeit

aufs Aeußerste geschont werden müsse und man ihn mit anstrengenden Fragen nicht belästigen dürfe. So war es also unmöglich, aus dem Peddler herauszubringen, wie er in den Besitz der Waaren gekommen sey, und die drei Männer standen ziemlich unentschlossen zusammen.

„Was thun wir, Jungen?“ sagte endlich der Förster. „Die Uhr ist die meinige und die Ringe und die andere Sachen sind die meinigen. Darüber ist kein Zweifel, aber wie kam der arme Tropf da in ihren Besitz? Man suchte ja damals Alles aus, und fand Nichts. Es müßte nur der Vikar mit seiner Vermuthung recht gehabt haben, wenn er damals meinte, der Jude habe die Goldwaaren vergraben und werde sie bei Gelegenheit schon holen! Allein ich habe meine besondere Gründe, dem Vikar mit keiner Sylbe zu trauen. Darum glaube ich auch nicht, daß der Jude den Diebstahl beging, und zwar gerade, weil der Vikar ihn desselben beschuldigte.“

„Die Frage ist wohl die, ob wir den Juden den Gerichten übergeben sollen oder nicht,“ meinte der Doktor. „Aber in dem Zustande, in dem sich der Mann befindet, wäre eine solche Uebergabe sicherer Tod.“

„Die Frage ist einfach,“ unterbrach ihn der Förster, „ob ich die gestohlenen Sachen ohne Weiteres zu mir stecken soll, ohne eine Anzeige zu machen, oder nicht. Ich wäre fast dafür, uns nicht weiter mit den Gerichten zu belästigen. Es macht nichts als Kosten und Zeitverlust. Und ich habe wahrhaftig keine Zeit zu verlieren. Ich sag' Euch, es geht Etwas vor auf Germania und ich will daher nicht zu lange davon abwesend seyn. Ihr wißt, was ich Euch einmal von einer heimlichen Zusammenkunft zwischen dem Vikar und der Wittwe

gesagt habe? Nun gut, diese Zusammenkunft hat sich repetirt, erst heute früh repetirt. Die Leutchen glaubten ganz pfiffig zu Werke zu gehen, ausnehmend pfiffig, aber einen alten Waidmann täuscht man so leicht nicht. Gehört habe ich freilich nicht, was sie sich erzählten, denn ich konnte nicht so nahe hinschleichen, ohne mich zu verrathen; aber daß sie einen wichtigen Entschluß faßten, dessen bin ich aus ihren Mienen sicher. Jedenfalls steht das als eine Thatsache fest, daß sie heimliche Verbündete sind, während sie öffentlich so thun, als ob sie einander nicht riechen könnten. Dahinter steckt was. Und auf wen könnten sie es gemünzt haben, als auf meinen Schwager? Die Wittwe scharwenzelt ja um ihn herum, als wenn's ein Zwanziger wäre! Gebt Acht, das soll eine schnelle Heirath abgeben, und eine heimliche dazu! Der Bürgermeister schämt sich offen mit dem Projekte hervorzutreten, wenn's aber eine vollendete Thatsache ist, meint er vielleicht, könne Niemand Etwas dagegen einwenden. Deßwegen möchte ich nicht allzulange von Germania entfernt seyn, um doch wenigstens den dümmsten aller dummen Streiche von seinem Haupte abzuwenden. Der Schlange ist's ja doch nur um sein Geld zu thun, und wenn sie einmal den Schlüssel dazu hat, wird sie bald genug damit in Begleitung des Herrn Vikar verschwunden seyn. Das ist meine Meinung von der Sache, was haltet Ihr davon?"

„Ich meine," erwiederte Christian, „wir sollten den Fall dem alten Farmer zur Entscheidung vorlegen. Er hat mehr Erfahrung, als wir alle zusammen."

Dieß leuchtete ihnen allen ein und so erzählten sie denn dem alten Manne die Geschichte; verschwiegen ihm auch nicht, daß man den Peddler ausgesucht und nichts bei ihm gefunden

habe, und gestanden sogar zuletzt, daß sie einen ganz Andern im Verdacht gehabt hätten, als den Peddler.

„Seid doch ein unpraktisches Volk, Ihr frisch eingewanderten Deutschen," sagte der alte Mann nach einigem Besinnen. „Und du Christian hast zu lange in der Stadt gelebt, um gleich auf den rechten Faden zu kommen. Das ist doch eine sehr einfache Sache, das! Kommt, müssen einmal die Waaren des Mannes durchkustern. Wir werden dann bald wissen, wo wir daran sind."

Die Kisten und Kistchen des Peddlers waren alle beim Groeer aufgestellt. Es brauchten aber blos Einige geöffnet zu werden, so war der alte Mann seiner Sache schon gewiß. Er verglich nämlich die Geheimzeichen, die sich an den Waaren vorfanden, mit den Zeichen in dem Notizbuche des Peddlers, das sich in dessen Rocktasche gefunden hatte. Zum Ueberfluß fand er noch in diesem Notizbuche einen angefangenen Brief, an welchem blos der Schluß und die Adresse fehlte, der aber sonst deutlich genug war.

„Fahre nach Bellowsprings am See oben," sagte nun der alte Farmer zum Förster. „Frage darnach, welchen Kaufmanns Firma mit P. C. T. anfängt, geh' zu diesem, weise ihm die gestohlenen Waaren und er wird dir sagen, von wem er sie gekauft hat."

„Aber wie ist es denn möglich, daß Ihr dieß wißt?" fragte der Förster erstaunt.

„Das ist ganz einfach," erwiederte der alte Mann mit gutmüthigem Lachen. „Die Peddlers haben immer eine vortreffliche Buchführung, besonders die jüdischen. Sie stehlen selten, aber sie verkaufen viel Gestohlenes. Sie haben immer

einen Kaufmann zur Hand, der irgendwo stabil ansäßig ist und sind meist associrt mit diesem. Der stabil Ansäßige kauft ein, Gestohlenes und Ungestohlenes, wie's ihm unter die Hände kommt, aber er verkauft nie selbst das Gestohlene an Ort und Stelle, sondern sein Partner, der Peddler, verkauft's in der Ferne. Dieser muß aber mit seinem Associé, dem Stabilen, abrechnen. Darum ist genaue Buchführung nöthig: über Einkaufspreis wie Verkaufspreis. Beim Einkaufspreis aber steht immer der Anfangsbuchstabe der Firma, von der die Waare bezogen wurde, damit kein Irrthum vorkommt. So jetzt weißt du, was das P. C. T. da bei den Zahlen hier bedeutet. Es sind die Anfangsbuchstaben der Firma, mit welcher der Peddler in Verbindung steht, und von der er seine Hauptwaaren bezieht."

„Aber wie kommt Ihr dann auf Bellowsprings?" fragte der Doktor.

„Sieh' einmal auf die Schachteln da," lächelte der Alte. „Der Buchbinder, der sie machte, hat überall seinen Wohnort und seinen Namen drauf gedruckt, damit man ihn nicht vergesse."

Die scharfen Augen des alten Farmers hatten dieß entdeckt, ehe die Andern nur eine Spur davon fanden. Freilich wußte er auch, daß die Schachtelmacher gewohnt sind, auf diese Art ihr Geschäft dem Publikum zu empfehlen.

„Wo liegt Bellowsprings?" fragte der Förster.

„Oh, es nimmt nur einen halben Tag weg dahin zu fahren," erwiederte der Alte. „Es geht eine ziemlich gute Plankroad hin. Doch kommt, der Grocer kann bessere Auskunft geben. Wollen einen nehmen."

Sie gingen nun in die Grocerie und der alte Mann ließ sich's nicht nehmen, seine Gefährten zu regaliren.

„Kennst eine Firma P. C. T. in Bellowsprings?“ fragte der Farmer.

„Peter Charles Tieman,“ erwiederte der Grocer. „Sehr respectables Haus, d. h. steht in guten Vermögensverhältnissen. Beziehe meine fertigen Kleider von daher.“

„Christ oder Jude?“ fragte der Farmer weiter.

„Jude,“ sagte der Grocer trocken.

„Sieh, jetzt kann's nicht mehr fehlen,“ meinte der Farmer. „Du bist überzeugt, daß der Peddler den Diebstahl nicht selbst begangen hat; also hat ihn ein Anderer begangen. Dieser Andere hat das Gestohlene bei Peter Charles Tieman in Bellowsprings verkauft und der Peddler hat's zum Vermauscheln überkommen. Daß er aber wußte, daß die Waaren gestohlen waren, das kannst du daraus ersehen, daß er sie nicht offen bei den andern Waaren liegen hatte, sondern verborgen eingenäht bei sich trug.“

„Kann ich ein Pferd hier gelehnt bekommen?“ fragte der Förster entschlossen.

„Nimm meines,“ erwiederte der Doktor.

„Nein,“ entgegnete der Förster, „du brauchst es selbst, denn du mußt mir versprechen, heute noch nach Germania hinüberzufahren. Der Ferdinand wird mit den Leuten, die hierher übersiedeln, herüberkommen. Den nimmst du auch wieder mit, denn ich möchte den bewußten zwei Beiden in Germania nicht zu lange freien Spielraum lassen. Habt ein sorgsames Auge, daß in meiner Abwesenheit kein Unschick geschieht. Denn ich bin fest entschlossen, nach Bellowsprings zu gehen, um's

herauszubringen, wer der eigentliche Dieb ist. Ist's der, den ich vermuthe — und Ihr könnt Euch wohl denken, wen ich meine —, so wird dem Bürgermeister auf einmal ein Licht aufgehen und mein Freund Christian hat glücklichere Tage zu erwarten. Morgen früh, wo möglich, will ich wieder in Germania seyn, denn wenn's blos sechs Stunden zum Fahren ist, wie Freund Kornmann sagt, so bin ich heut' noch vor Nacht droben, und kann nach ein paar Stunden Rast für den Gaul wieder abfahren. 's ist ja Mondschein und der Weg nicht schlecht. Aber wo bekomm' ich ein Pferd her?"

„Nimmst des Peddlers seine," sagte der alte Farmer. „Der braucht sie jetzt doch nicht und dann hast du den Vortheil, daß du den Weg nicht suchen mußt, denn die wissen ihn von selbst. Haben ihn ja erst gestern gemacht!"

Wenige Minuten darauf fuhr der Förster in raschem Trabe dem Städtchen Bellowsprings zu, das am nächsten See oben lag. Der Doktor begab sich wieder zu seinem Patienten und mußte gleich darauf auf einer nahen Farm vorsprechen, wohin er wegen eines Krankheitsfalls gerufen wurde. Doch hoffte er zu rechter Zeit zurück zu seyn, um mit Ferdinand noch an demselben Abend auf Germania zu fahren.

Christian Rau hatte alle Hände voll zu thun, denn wenige Stunden nach dem Abgang des Försters trafen die vier Familien von Germania in Begleitung Ferdinands ein, und diese Leute mußten nun doch eine Unterkunft bekommen. Der alte Farmer war es hier wieder, der mit seiner ruhigen, klaren Besonnenheit Rath schaffte. An einer neuen Behausung, oder gar einer Behausung für jede einzelne Familie, fehlte es natürlich, obgleich von Christian die Einleitung getroffen war,

daß solche Wohnungen gleich nach der Herrichtung der Sägmühle erbaut werden konnten, wozu dann wegen des Bretter- und Holzvorrathes verhältnißmäßig nur sehr wenig Zeit erforderlich war. Man mußte sich also damit begnügen, einen großen Früchteschober, den der Farmer aus rohen Balken neben seinem Wohnhause aufgerichtet hatte, in eine temporäre Wohnung umzuwandeln. Zum Glücke war die Haupterndte erst vor der Thüre; somit war der Schober für jetzt wenig gefüllt und die darin befindlichen Vorräthe konnten einstweilen im Freien aufgestappelt werden, wenn man sie so gut es ging bedeckte, damit sie gegen Wind und Wetter geschützt waren. In Deutschland hätte eine solche extemporisirte Umwandlung eines finstern, fensterlosen Vorrathshauses in eine menschliche Wohnstätte viele Umstände gemacht, allein in Amerika ist man unter den praktischen Landbewohner schnell damit fertig. Der Boden wird statt mit Brettern mit kurzem Stroh bedeckt, die offene Thüre dient zugleich dazu, um Luft und Licht einströmen zu lassen, und gekocht wird im Freien in einem Kessel, der von einer in vier Querhölzern ruhenden Stange getragen wird. Ringsum häuft man zum Schutze des Feuers Steine an und — in einer Stunde ist eine Mahlzeit fertig, da sie ja nur aus gekochtem Fleische besteht!

Natürlich dauerte es aber doch eine geraume Zeit, bis die Leute untergebracht waren. Mancher Haushaltungsgegenstand mußte vom alten Kornmann entlehnt werden, bis die fertige Sägmühle es möglich machte, Tische und Stühle, Bettladen und Kästen selbst zusammenzuzimmern. Die Lebensmittel lieferte der Grocer, der, wie seine übrigen Collegen auf dem Lande, an geräucherten Schinken Ueberfluß hatte. So wurde

es Abend, bis Alles zur Nothdurft eingerichtet war; allein die Leute fühlten sich doch weit behaglicher, als auf Germania, denn nicht nur waren sie in einem geschlossenen Hause, wenn man die Blockhütte so nennen konnte, sondern, was die Hauptsache, sie sollten gleich den andern Tag mit ihrer Arbeit beginnen und allwöchentlich für dieselbe bezahlt werden. Allerdings war's eine harte Arbeit, die ihnen bevorstand: Bäume fällen und am Mühlkanal graben, allein sie wußten nun, warum sie arbeiteten, denn sie sollten für sich arbeiten. Der Lohn reichte hin, um die Ihrigen mit Nahrungsmitteln zu versehen und gab noch soviel Ueberfluß, daß sie in Jahresfrist im Stande sein mußten, ihre in wenigen Wochen zu errichtenden eigenen Wohnhäuschen schuldenfrei zu besitzen, ja daß sogar jede Familie dann nicht blos allein wohnen konnte, sondern auch noch ein Stück Feld besaß, auf dem sie das zum Hausbedarf nöthige Getreide ziehen mochte. Das waren doch andere Aussichten als auf der Colonie Germania, die zu entlegen war, als daß sie hoffen konnten, vor vielen Jahren mit in den Weltverkehr eintreten zu können! Andere Aussichten, als dort, wo aller Nebenverdienst zum Voraus abgeschnitten war und man kaum nach Jahresfrist erwarten konnte, so viel zu erzeugen, um nothdürftig davon leben zu können! Andere Aussichten, als dort, wo sie ihr Lebenlang dem Bürgermeister, der das Hauptgeld vorschoß, dienstpflichtig gewesen wären, und wo der sumpfige Boden und die übrigen climatischen Verhältnisse früher oder später Krankheiten erzeugen mußten, die hier in dem gesunden, waldbewachsenen Thale zur Unmöglichkeit gehörten!

Es war schon ziemlich spät geworden, bis der Doktor und Ferdinand endlich abkommen konnten und der Colonie zufuhren.

Doch hofften sie dieselbe noch, wenn sie das Pferd antrieben, vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Zur selben Zeit, als sie in Littlefalls damit beschäftigt waren, die Neuangekommenen unterzubringen, saß der Bürgermeister unthätig in seiner Wohnstube. Es war ein trüber Abend, und die Düsterheit der Atmosphäre schien sich auch auf den Geist des Gründers der Colonie Germania übergetragen zu haben. Auch Pauline, seine Tochter, die sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigte, war schweigsam. Der Bürgermeister hatte in den wenigen Wochen, seit er die Ansiedlung begonnen, um fast so viele Jahre gealtert und der sonst so fröhliche Sinn des Mädchens hatte einem düstern Grübeln Platz gemacht. Jetzt trat Frau Karoline ein.

„Die Agathe ist viel schlechter geworden," sagte sie. „Sie hat Fieber und klagt über einen unauslöschlichen Durst. Ich fürchte es steht schlimm mit ihr."

„Auch das noch!" seufzte der Bürgermeister. „Gewiß werden die Leute, wenn die Krankheit einen schlimmen Ausgang nimmt, auch hievon die Schuld mir aufbürden. Und gerade jetzt muß der Doktor abwesend seyn!" — „Ist der Vikarius bei ihr?" setzte er nach einer Weile hinzu.

Eben trat dieser ins Zimmer, um die Frage selbst zu beantworten.

„Gottes Zorn liegt schwer auf uns," sagte derselbe, die Augen fromm gen Himmel richtend. „Er züchtiget uns in seinem Grimme, damit wir in uns gehen und Buße thun. Was hilft menschlich Sinnen und Dichten, wenn der Herr Zebaoth seine Zuchtruthe schwingt?"

„Mit dem Tage, da der Peddler bei uns mauschelte," fuhr der Bürgermeister fort, „begann auch unser Unglück. Von selbiger Stunde an war das Mißtrauen eingekehrt, und es folgte Kleinmuth und Trotz zugleich, um unser Beginnen schon im Keime zu vernichten. Wäre jener Diebstahl nicht geschehen, es stünde jetzt ganz anders um die Colonie Germania."

„Du vergißt, Vater," warf Pauline schüchtern ein, „daß schon in New-York ein Theil der Leute abtrünnig wurde. Ich glaube, wir müssen die Schuld unserer fehlgeschlagenen Hoffnungen mehr in uns selbst und in dem Charakter der Menschen suchen, als in einem zufälligen äußeren Umstande."

„In uns selbst?" erwiederte der Bürgermeister mit einem zornigen Blicke. „Du willst wohl sagen in mir? Ich verstehe den Vorwurf wohl, der in deinen Worten liegt, du spielst immer und ewig auf die Entfernung des Christian an und machst es wie die Andern, welche unser Unglück von jenem Tage an datiren. Mein eigen Fleisch und Blut kehrt sich wider mich, und ich werde bald Niemand mehr haben, an den ich mich halten kann."

„Du bist ungerecht, Vater," entgegnete die Tochter sanft. „Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo du einsiehst, daß Niemand treuer und inniger an dir hing als ich und der Ferdinand und — und der Christian. Nicht wir haben uns von dir gewendet, sondern du hast deinen Sinn gegen uns gekehrt. Fremde Menschen haben sich in dein Herz eingenistet und dasselbe für die Liebe der Deinen erkältet. Blicke nicht so zornig, du wirst mir noch Recht geben. Aber ich will dich nicht weiter aufreitzen, sondern mich lieber entfernen. Ich bin

ja doch überflüssig hier! Wenn du nichts dagegen hast, Vater, so wache ich heute Nacht bei der kranken Agathe."

Mit diesen Worten stand sie auf und verließ das Gemach, ohne eine Antwort abzuwarten. Mühsam bezwang sich der Bürgermeister, daß er ihr nicht einen Fluch nachschickte.

„O Herr, gehe nicht mit ihnen in's Gericht, denn sie wissen nicht was sie thun," rief der Vikar, in heiligem Zorn erglühend. „Aber mit Feuer und Schwerdt will ich sie ausrotten, die Trotzigen und Uebermüthigen, spricht der Herr an andern Orten. Folge der Stimme des Herrn, stehet geschrieben, und so dich ein Glied ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir."

Sonderbarer Weise hatte diese heftige Rede nicht die gewünschte Wirkung. Im Gegentheile der Zorn des Bürgermeisters legte sich fast plötzlich und machte einer tiefen Wehmuth Platz.

„Wie einsam und verlassen fühle ich mich," seufzte er.

Die Wittwe nahm ihren Stuhl und setzte sich hart neben ihn. „Wollen Sie auch mich zu denen zählen, die es nicht treu und innig mit Ihnen meinen," hauchte sie mit zärtlichem Blicke und ihre Linke fiel wie zufällig auf seine Rechte und drückte sie leise.

Er wandte den Blick nach ihr. Sie lehnte sich schmeichelnd an ihn.

„Ja," rief er jetzt erglühend und seine Rechte schlang sich um den vollen Leib der nachgiebigen Frau. „Ja, Sie meinen es gut mit mir, Sie allein sind mir treu und ergeben, und wenn ich Sie nicht hätte, Sie und den frommen Seelsorger hier, so müßte ich in meinem Schmerzgefühl vergehen. Und gerade

gegen Sie Beide, die allein ehrlich und redlich denken, steht der Sinn meiner Kinder, der Sinn meines Schwagers, der Sinn der ganzen Colonie."

„Aber der Herr der Heerschaaren ist mit uns," eiferte der Vikarius. „Ist es doch ein sichtbarlich Zeichen seines Willens, daß er gerade jetzt den Juden der den Diebstahl beging, in unsere Hände gegeben hat, Allen zum schlagenden Beweis, daß keine sündhafte That verborgen bleibt, auch wenn der Faden dazu in schweigender Nacht gesponnen wurde!"

Er wußte nicht, daß er die Wahrheit sprach, der scheinheilige Mann! Und doch sollte er es nur zu bald inne werden!

Die Nacht war herangerückt. Der Vikarius entfernte sich, um sich in seine Wohnung zurückzuziehen; Frau Karoline aber bereitete den Abendthee, den der Bürgermeister gewöhnt war, vor Bettgehen zu sich zu nehmen. Mit leuchtenden Augen folgte er den Bewegungen des schönen Weibes. Doch sah er es nicht, wie sie heimlich, ihm den Rücken kehrend, ein kleines Fläschchen aus dem Busen zog und dessen Inhalt in die Tasse goß, welche sie ihm gleich darauf kredenzte.

„Sie sind ein Engel an Schönheit und Güte," flüsterte er, sie an sich ziehend. „Wollen Sie morgen die Meine werden?"

Sie erwiederte die Umarmung, sie setzte ihn mit ihrem Kusse in Flammen! Er vermeinte, nun doch Ein Wesen gefunden zu haben, das ihm im Leben wie im Sterben ureigen angehörte! Was kümmerten ihn jetzt die spöttischen Einwürfe seines Schwagers, die traurigen Blicke seiner Kinder, die verwerfenden Urtheile der ganzen Colo

Immer tiefer sank die Nacht herab. Die schöne Wittwe hatte sich in ihr Gemach zurückgezogen, das sie mit Paulinen theilte. Aber diese war entfernt, um bei der kranken Agathe zu wachen. Auch der Bürgermeister hatte sein einsames Schlafzimmer betreten — einsam, denn sein Sohn Ferdinand war noch nicht von Littlefalls zurückgekehrt, obgleich er vor Abend hatte wieder da seyn wollen. Eine sonderbare Bangigkeit bemächtigte sich des sonst so furchtlosen Mannes. Es war Schlafsucht mit fieberhafter Aufregung gemischt. Diese beiden entgegengesetzten Elemente kämpften lange miteinander, bis endlich die Schlafsucht siegte und er sich unausgekleidet auf sein Bett warf, um alsbald in eine tiefe Lethargie zu verfallen. Und doch war sein Schlummer nicht fest und stetig, sondern voll Unruhe und Bangigkeit warf er sich von Zeit zu Zeit in die Höhe und seine Augen öffneten sich, wie mit einer schrecklichen Angst kämpfend. Hie und da meinte er, ein Geräusch neben sich zu hören, wie wenn Jemand seinen Schlummer bewachte, und er fuhr auf und starrte in die Dunkelheit, aber dann war es wieder still und ruhig und er konnte Nichts erblicken. Endlich gegen Morgen wurde sein Schlaf ruhiger und er athmete in regelmäßigen Zügen. War vielleicht die Dosis zu stark gewesen, welche ihm die schöne Wittwe in seinen Thee gemischt hatte?

Mitternacht war längst vorüber und noch hatte dieß Weib kein Auge geschlossen. Leise erhob sie sich und schlich sich zum Schlafzimmer des Bürgermeisters. Lautlos war ihr Tritt, lautlos öffnete sie die Thüre. Aber trotz der Lautlosigkeit mußte der Mann ihre Anwesenheit bemerkt haben, denn er erhob sich mit halbem Leibe und starrte mit glänzenden Augen nach ihr

daß diese in der Finsterniß fast Funken sprühten. Die Dosis mußte in der That zu stark gewesen seyn, sonst hätte sie diese Aufgeregtheit nicht hervorbringen können! Das Weib schlich sich eben so leise wieder zurück, als sie gekommen war, um nach Verfluß von einiger Zeit den Versuch mit demselben Erfolge zu wiederholen.

Jetzt klopfte es leise an das Fenster, so leise, daß ein geübtes Ohr dazu gehörte, den Schall zu vernehmen. Die Wittwe schlich sich zur Hausthüre, die mit einem hölzernen Riegel verschlossen war. Sie schob den Riegel zurück und ein Mann schlüpfte herein, der in einen weiten Oberrock gehüllt war. Seinen Kopf bedeckte ein breitkrämpiger Hut, wie ihn die Farmer auf dem Lande zu tragen gewohnt sind.

„Schläft er?" fragte der Mann mit leiser Stimme.

„Ja," flüsterte die Wittwe, „aber sein Schlaf ist noch zu unruhig, als daß wir Etwas wagen dürften. Sitzen Sie still und ruhig."

Abermals schlich sich das Weib auf den Zehen in das Schlafzimmer des Bürgermeisters, und abermals kam sie zurück und schüttelte auf die Anfrage ihres Besuchers mit dem Kopfe.

Lautlos saßen sie lange Zeit. Die ganze Colonie lag in tiefes Schweigen begraben. Es war eine Stille, die Beiden anfing, unheimlich zu werden.

„Wir müssen es aufgeben für diese Nacht," flüsterte der Mann endlich, „wenn wir's jetzt nicht ausführen können. Der Morgen rückt heran und es könnte Einer oder der Andere erwachen. Die Uhr ist bereits drei vorüber."

„Wir dürfen es nicht bis Morgen aufschieben," versetzte

das Weib finster. „Morgen ist es zu spät. Haben Sie den Peddler von Littlefalls vergessen?“

Jetzt schrack der Mann plötzlich heftig zusammen. Der Hahn in dem nahen Hühnerstalle krähte laut zum ersten Male.

„Es ist eine Warnung von oben,“ flüsterte er mit bebender Stimme; „wir müssen das Unternehmen aufgeben.“

„Feigling,“ zischte das Weib hervor. „Ihr wollt das starke Geschlecht seyn, und schreckt vor einem Hahnenschrei zurück! Ich sage dir, Mann, heute Nacht und gleich jetzt müssen wir unser Ziel erreichen und sollten wir auch mit Gewalt dazu kommen müssen. Das Füllhorn des Glücks liegt vor uns, nur ein Thor oder eine Memme würde nicht zugreifen.“

Abermals ging sie dem Schlafzimmer ihres Schlachtopfers zu, aber dießmal nicht schleichenden Trittes, sondern fest und mannhaft. Der Bürgermeister schlief jetzt ruhig und regelmäßig. Sie kehrte zurück und zündete ein Licht an.

„Um Gotteswillen, was machen Sie?“ stieß der Mann hervor, in dem wir jetzt auf den ersten Blick den Vikarius erkennen, obwohl er einen Hut trägt, den wir sonst nicht an ihm gewohnt sind. Wahrscheinlich hatte er ihn von seiner letzten Reise mitgebracht. „Der Lichtschimmer muß uns verrathen.“

„Wollen Sie denn das Geld im Finstern finden?“ höhnte die Frau. „Er trägt es ja auf dem bloßen Leibe. Aber Ihre Angst läßt Sie nicht einmal sehen, daß die Fenster dicht verhüllt sind. Auf, Mann! Und zittern Sie nicht so! Man sollte meinen, es sey das erste Mal, daß Sie sich fremdes Gut aneignen.“

Der Vikarius nahm sich gewaltsam zusammen. Er griff

in die Brusttasche und zog eine Flasche hervor, aus der er einen tiefen Zug that. Jetzt kehrte die Röthe auf seine Wangen zurück.

Die Frau schritt voran, mit dem Lichte in der Hand.

„Halt, noch Eins,“ sprach der Vikarius mit einer immer noch unsichern Stimme. „Was fangen wir an, wenn der Bürgermeister erwachen sollte? In diesem Falle wären wir verloren, denn er müßte uns auf den ersten Blick erkennen.“

„Er wird nicht erwachen,“ erwiederte das Weib in entschiedenem Tone. „Ich hab' ihm soviel Opium gegeben, daß es für Zweie genug gewesen wäre. Sollte aber das fast Unmögliche eintreffen und er uns sehen, dann sind nicht wir verloren, sondern er ist es. Wozu habe ich Ihnen denn das Messer gebracht? Mann, ich wollte, ich hätte einen Andern zu meinem Compagnon gemacht! Wenn Etwas uns verräth, so ist es Ihre Feigheit. Nehmen Sie noch einen tüchtigen Schluck, daß Ihre Lebensgeister erwachen; sonst versagt Ihnen am Ende die Hand den Dienst.“

Der Vikarius that, wie ihm geheißen worden war. Nochmals führte er die Flasche an den Mund und that einen langen und tiefen Zug. Dann bot er die Flasche seiner Begleiterin, aber diese schüttelte höhnend den Kopf. Sie brauchte keinen künstlichen Muth!

Jetzt betraten sie das Schlafzimmer des Bürgermeisters. Seine Augen waren fest geschlossen. Sie zuckten nicht, als das Licht voll auf sie fiel.

„Schnell, ziehen Sie ihm die Kleider ab,“ sagte die Wittwe.

„Vor Ihnen?“ erwiederte der Vikar mit einem wüsten Lächeln.

„Vor mir,“ versetzte das Weib mit fester Stimme. „Jetzt ist keine Zeit zu dummen Zierereien, und ich gehöre nicht unter die Weiber, welche in Ohnmacht fallen, wenn sie einen entblößten Körper sehen. Vorwärts, ich helfe Ihnen.“

Sie gingen nun Beide rüstig an's Werk, aber sie konnten nur langsam vorwärts kommen, denn sie durften es nicht wagen, ihn umzukehren oder überhaupt unsanft anzugreifen, aus Besorgniß ihn zu wecken.

„Warum muß der Mensch auch seinen Schatz auf dem bloßen Leibe tragen!“ flüsterte jetzt das Weib, vor Aufregung zitternd. „Nehmen Sie Ihr Messer und schneiden Sie die Kleider durch. Geradezu einen Riß von oben bis unten.“

Der Vikarius zog das Dolchmesser, welches die Wittwe von Littlefalls mitgebracht hatte und schnitt die Kleider durch. Plötzlich aber, sey es weil seine Hand aus Feigheit zitterte, oder weil dem Messer irgend ein Hinderniß, ein Knopf oder dergleichen, entgegentrat, oder auch weil der Körper des Schlafenden sich unwillkürlich bewegte, — plötzlich glitt das Messer aus und ritzte dem Bürgermeister die Haut so tief, daß das helle Blut herausspritzte.

„Herr Gott im Himmel!“ schrie der Vikar zurückfahrend und mit lautem Aufkreischen.

In demselben Augenblicke öffneten sich die Augen des Schlafenden. Der Schmerz der Wunde und der laute Ruf hatten ihn erweckt. Verwundert, erstaunt, entsetzt schaute er um sich. Vor ihm stand die Wittwe, an seinen Kleidern reißend, neben dieser der Vikarius mit dem blutgetränkten Messer! War es ein Gespenst, was er sah, oder war es die nackte Wirklichkeit? Er wollte sich aufrichten, um besser zu sehen; aber die

Wunde schmerzte ihn und unwillkürlich fuhr seine Hand darnach. Er zog sie zurück, in Blut gebadet. Jetzt kam er zum vollkommenen Bewußtseyn.

„Karoline," rief er, indem eine Todesblässe sein Gesicht überzog. Er sank zurück, wie wenn ihn der Schlag getroffen hätte.

„Schnell das Halstuch," zischte die Wittwe.

Der Vikar zog es hervor — es war dasselbe, das Frau Karoline aus dem Stübchen Christians entwendet hatte — sie riß es ihm aus den Händen und schlang es dem Bürgermeister um den Hals.

„Ziehen Sie," flüsterte sie mit heißerer Stimme. „Hurtig, ehe er wieder erwacht."

„Um Gottes Willen, Sie werden ihn doch nicht erwürgen wollen?" stöhnte der Vikar. „Ha, er kommt wieder zu sich."

In der That war es so. Der Bürgermeister war wohl von dem geistigen Schlage, der ihn getroffen, als er die Wittwe mit ihrem Verbündeten erkannte und auch die Absicht dieses Paares nicht mißkennen konnte, betäubt geworden, aber er war nicht ohnmächtig. Auch hatte zwar die Wittwe das Halstuch bereits fest um seinen Hals gezogen und einen mächtigen Knoten gebildet, aber ihre Hand war doch zu schwach gewesen, ihm den Athem zu entziehen. So kam er wirklich wieder zu sich und versuchte es aufzuspringen. Das Weib warf sich auf ihn, und suchte ihn niederzuhalten.

„Ausgeburt der Hölle!" stöhnte der Unglückliche. „Ihr Teufel in Menschengestalt!"

„Feiger Hund," zischte d[illegible] Vikarius zu.

„Brauche doch dein Messer. Willst du denn dich selbst dem Galgen überliefern?"

„Ich kann nicht," flüsterte der Vikar bebend. „Ich habe noch Niemand ermordet."

„So willst du dich morgen als Dieb festsetzen und in's Zuchthaus sperren lassen," erwiederte das Weib mit keuchender Stimme, denn der Bürgermeister fing an die Oberhand zu gewinnen. „Mach' die Augen zu, wenn du kein Blut sehen kannst; aber stoß zu oder wir sind verloren."

„So fahr zur Hölle!" schrie der Vikar und holte mit dem Dolchmesser tief aus. Tief drang dasselbe in den Körper des Bürgermeisters und ohne einen Schmerzenslaut sank er zurück. Die Augen waren zum Tode geschlossen.

Alles dieses war das Werk eines Augenblicks gewesen. Nun standen das Weib und der Mann vor ihrem Schlachtopfer, er mit weithervorquellenden Augen, sie mit kaltem ruhigem Blicke!

„Was beginnen wir mit dem Leichnam?" flüsterte er.

Sie gab ihm keine Antwort, sondern schritt rasch auf den Todten zu, riß ihm die Kleider vollends herunter und bemächtigte sich einer Gurte, die derselbe auf dem Leibe unter dem Hemde befestigt hatte. Um diese hervorzuziehen, mußte sie den leblosen Körper halb aufrichten, und sie that es ohne Schauder, ohne Zittern. Jetzt kam aber auch Leben in den Vikarius. Seine Augen fingen an zu leuchten, und seine Hände griffen krampfhaft nach der Gurte.

„Gold, Gold!" flüsterte er mit triumphirendem Lächeln. „Nichts als Gold und Werthpapiere!"

Das Weib sah ihn verächtlich an. „Kein Zoll von einem

Mann,“ murmelte sie. „Nichts als ein feiger, schuftiger, ehrloser Dieb!“ — „Macht schnell,“ fügte sie dann laut hinzu. „Die Kleider abgestreift und die Gurte um den Leib geschnallt. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen. Wir haben nun keine Minute Zeit mehr zu verlieren.“

Sie griff rasch zu und war ihm behülflich, die schwere Gurte auf dem bloßen Leibe festzuschnallen. „So,“ sagte sie. „Nun die Handschuhe her. Wirf sie hier unter die Bettlade. Es muß aussehen, als ob sie zufällig verloren gegangen wären. Gut! das Halstuch, das Messer und die Handschuhe werden hinlänglich Zeugniß ablegen, wer den Mord begangen hat. Und nun Mann, nehmen Sie sich zusammen. Legen Sie sich ruhig in ihr Bett und thun Sie, als hätten Sie dasselbe heute Nacht gar nicht verlassen. In einer Viertelstunde mache ich Lärm, dann stürzen Sie heraus und geben den Leuten die Richtung an, in welcher der Dieb und Mörder entflohen. Man wird nicht verfehlen, den Christian, der sich auf dem Wege hierher befindet, zu treffen und einzubringen. Wir beschuldigen ihn geradezu der That und die bei der Leiche gefundenen Gegenstände werden unsere Aussage bestätigen. Dann halten Sie eine donnernde Strafrede, rufen den Zorn Gottes auf den fluchwürdigen Mörder herab, und schütteln den Staub von Ihren Füßen. In zwei Stunden treffen wir uns an dem bezeichneten Orte und dann fort, was das Pferd laufen kann, nach Bellowsprings, wo wir uns auf das nächste Dampfboot einschiffen. Fort nun, schnell und leise. Und vergessen Sie nicht, Ihre blutigen Hände zu waschen und das Wasser auszugießen.“

Ruhig kalt und gemessen gab sie ihre Befehle. Es war, als ob ein ergrauter Feldherr seine Schlachtanordnungen träfe.

Und doch war es ein junges, üppiges Weib, das so sprach, ein Weib, das noch vor wenigen Stunden nichts als Liebe zu athmen schien, ein Weib, auf dessen Gesicht Gott den Stempel der Sanftmuth gedrückt hatte, ein Weib, das nur dazu geschaffen schien, durch den Zauber seiner Anmuth zu beglücken, zu beseeligen! Also muß das Bild des ersten gefallenen Engels geschaut haben!

Der Vikar eilte seiner Wohnung hinter der Kirche zu; das Weib aber verlor keine Zeit, seine letzten Anordnungen zu treffen. Den entseelten Körper ließ sie in der Lage, in welcher ihn der Mordstahl getroffen hatte: „das Messer blieb in der Wunde stecken, das seidene Tuch schlang sich fest um den Hals, die Blutlache gerann auf dem Boden.“ Nur unterließ sie nicht, die Taschen des Todten zu leeren und das Werthvollste davon zu sich zu stecken und unter ihren Kleidern zu verbergen. Dann verließ sie das Zimmer, wo der Mord begangen wurde, von dem Blute auf dem Boden nur so viel in der hohlen Hand auffassend, um bis an das eine der Fenster in der Wohnstube einzelne Tropfen fallen lassen zu können. Es sollte den Anschein haben, als ob sich der Mörder durch dieses Fenster zurückgezogen habe, wie er denn auch durch dasselbe in das Haus eingedrungen seyn mochte. Nunmehr wusch auch sie sich die Hände und vertilgte jede Spur, die etwa an ihr zum Verräther hätte werden können. Dann zog sie sich das Oberkleid ab, und versetzte sich in ein tiefes Negligé, als ob sie eben erst dem Bette entstiegen wäre und nur geschwind ein Unterkleid um sich geworfen hätte. Jetzt löschte sie das Licht, entfernte dann die Teppiche, welche sie über die beiden Fenster gehängt hatte, um keinen Lichtstrahl hinausdringen zu lassen, und öff-

nete das eine Fenster, zu welchem die Blutspuren hinführten. Nunmehr erst, als Alles zu ihrer Zufriedenheit vollendet war, erhob sie den grausigen Ruf: „Diebe, Diebe, Mörder! Mörder!“ und mit aufgelösten Haaren, mit halboffenem Busen, die nackten Füße blos in Pantoffeln gesteckt, sprang sie zum Hause hinaus.

Schaurig klang der grausige Ruf durch die Nacht und erweckte die Schläfer unter den Zelten. Am schaurigsten klang er für Eine, die nicht schlief, sondern bei der kranken Frau Agathe wachte. Ein Stich ging dieser durch's Herz, als ob es von einem Pfeile durchbohrt wäre.

„Mörder, Mörder, der Bürgermeister ist ermordet!“ erklang's abermals, und fuhr donnernd über die Schläfer hin.

„Mein Vater, mein Vater!“ kreischte entsetzt die Tochter des Ermordeten.

In einem Momente hatten sich alle Colonisten erhoben.

„Wo? Wer?“ schrie Alles bunt durcheinander, und stürzte sich dem Mordhause zu. Allen vorweg flog Pauline.

Jetzt sprang auch der Vikar aus der Kirche herbei. Er hatte nur einen Rock über seine Unterkleider geworfen, der seine Blöse kaum barg. Auch ihn schien der Schreckensruf aus dem Schlafe erweckt zu haben.

„Hier ist er hinausgesprungen,“ schrie er, „dort dem Walde zu, ich habe ihn ganz deutlich gesehen.“

Eben fingen die Wolken an sich zu färben, wie immer wenn die Sonne im Aufgehen begriffen ist. Noch war es nicht Tag, aber es herrschte bereits jenes Halbdunkel, das dem Tage voranzugehen pflegt und in welchem man die Gegenstände zur Noth zu unterscheiden vermag.

Nun stürzten sie in's Haus. Es wurde Licht gemacht, um genauer sehen zu können. Da lag der Bürgermeister in seinem Blute. Die Kleider waren ihm halb vom Leibe gerissen. Das Messer steckte ihm in der Brust.

„Mein Vater, mein armer Vater," schrie Pauline und stürzte sich über den todten Körper. Ein Thränenstrom erschütterte krampfhaft ihren Körper, zugleich Schmerz und Erleichterung des Schmerzes bringend.

„Wer war's? Wer ist der Mörder? Wohin ist er entflohen?" schrieen die Colonisten zusammen. Zorn, Schmerz und Wuth mischten sich zu einem entsetzlichen Chor.

„Ich erwachte vor einer Minute," sprach Frau Karoline, an die jene Fragen gerichtet waren, weil sie allein außer dem Bürgermeister im Hause geschlafen hatte. „Ein sonderbares Geräusch drang in meine Ohren. Es war wie das Röcheln eines Sterbenden. Ich sprang aus meinem Bette, wie Ihr mich hier seht, und nun sah ich noch, so weit ich im Halbdunkel unterscheiden konnte, wie ein Mann sich durch jenes offene Fenster drückte und dann in der Ferne verschwand. Wie ich nun in die Kammer des Bürgermeisters drang, lag dieser da, wie Ihr ihn jetzt sehet."

„Wie sah der Mörder aus?" schrieen die Leute. „Habt Ihr ihn nicht erkannt?"

„Seine Gestalt kam mir bekannt vor," erwiederte die Wittwe zögernd, als scheue sie sich das Wort auszusprechen. „Er sah gerade aus, wie Christian Rau, aber ich kann mich im Halbdunkel getäuscht haben."

Pauline hatte bisher über der Leiche ihres Vaters gelegen. Sie hielt ihn krampfhaft umschlossen. Jetzt hörte sie den Ra-

men „Christian Rau.“ Sie hatte nicht genau verstanden, was die Wittwe sagte, aber sie fühlte die Beschuldigung, die man auf ihren Geliebten häufte.

„Lügnerin, elende, erbärmliche Lügnerin,“ rief sie aufspringend und sich vor die erbleichende Wittwe stellend. „Glaubt's dem buhlerischen Weibe nicht. Wie könnte Christian solcher That fähig seyn? Wer wagt es, ihn auch nur des Gedankens an ein solches Verbrechen für fähig zu halten?“

„Er war es,“ unterbrach sie die Stimme des Vikars. „Der Satan schreitet einher, wie ein brüllender Löwe. Meine linke Hand wollt' ich drum geben, wenn diese ruchlose That nicht geschehen wäre, aber meine eigene Augen haben ihn erblickt; es war Christian Rau, der den Mord beging.“

„Seht hier das Messer, das in der Wunde steckt,“ schrie jetzt ein Anderer. „Es ist Christians Messer. Oft genug hab' ich es bei ihm gesehen, als er noch bei uns auf der Colonie war.“

„Und hier sind seine Handschuhe,“ rief ein Dritter. „Es kann keine Täuschung obwalten.“

„Und das ist sein Halstuch, das er dem Bürgermeister um den Hals geknüpft hat,“ schrie eines der Weiber. „Erkennst du's nicht Pauline? Du hast's ihm ja selbst gegeben.“

„Und wenn die ganze Welt gegen ihn zeugt, so ist er's nicht gewesen,“ schluchzte Pauline, von neuem an der Leiche ihres Vaters niedersinkend.

„Wehe, wehe, dreimal Wehe!“ erklangs feierlich aus dem Munde des Vikars. „Der Sohn hat den Vater erschlagen. Die Tage des letzten Gerichts sind vor der Thüre.“

„Ihm nach!“ riefen einige der Männer. „Er kann noch nicht

weit seyn, wir müssen ihn noch einholen. Dem Walde zu ist er gesprungen, sagte der Vikar."

Die Männer eilten mit lautem Geschrei davon und ließen den Vikar mit den Weibern bei der Leiche zurück. Auch der Vikar wollte sich jetzt leise bei Seite machen, da entstand unter den Weibern ein neues Geschrei. Ferdinand und der Doktor waren angekommen. Nunmehr mußte der Vikar bleiben, um kein Aufsehen zu erregen.

Daß der Doktor mit dem Ferdinand erst am frühen Morgen, statt schon am Abend zuvor auf Germania ankam, hatte seinen guten Grund, und Niemand anders trug die Schuld, als der berühmte Baumeister, genannt Josua Schneider.

Als nämlich dieses würdige Individuum Littlefalls zueilte, um den Auftrag der Frau Karoline, für den er so splendid bezahlt worden war, zu vollführen, sah er schon von weiter Ferne das Gefährt des Doktors auf sich zukommen. „Teufel," dachte der Baumeister, „ich soll es verhindern, daß der Doktor mit dem Ferdinand heute Nacht auf Germania zubringen, und hier eilen sie der Colonie zu, und werden dort eintreffen, ehe die Sonne ganz untergegangen!" Er blieb stehen und dachte eine Zeitlang nach, allein sein schöpferisches Gehirn erfand bald einen Ausweg. So setzte er sich denn hart an ein Gebüsch, an welchem, wie er wußte, die Reisenden vorbei fahren mußten. Er blieb ganz ruhig, bis das Gefährt des Doktors so in der Nähe war, daß er von diesen erkannt und sogar gehört werden konnte. Nunmehr fing er aber auf's kläglichste zu stöhnen an. Er beugte sich weit vor und hielt sich die

Seite mit beiden Händen. Seine Augen waren geschlossen und sein Gesicht verzog sich, wie im herbsten Schmerze.

„Hörst du Nichts, Doktor," rief Ferdinand, als sie ganz nahe gekommen waren. „Es klang gerade wie das Gestöhne eines Menschen, der schwer leidet."

„Ja, und hier sitzt der Leidende," erwiederte der Doktor. „Bei Gott, es ist der Baumeister. Was zum Kuckuck hat denn dieser?"

Sie hielten und stiegen ab. Der Baumeister schien sie nicht zu kennen, denn er krümmte sich so vor Schmerz, daß er die ganze Außenwelt darüber vergaß.

„Was ist Ihnen, Herr?" fragte der Doktor. „Wo schmerzt Sie's?"

„Ach, ach, oh, oh!" war die ganze Antwort.

Der Doktor griff nach der Hand des Patienten, um den Puls zu fühlen, und in der That ging dieser nicht ganz regelmäßig, denn der ehrliche Josua Schneider hielt schon seit einer Minute den Athem gewaltsam an sich.

„Ich glaube, ich habe Gift im Leibe," seufzte endlich der Baumeister. „Es brennt mich in meinen Eingeweiden, als ob die Hölle drin säße. Oh, oh!"

„Glauben Sie, Sie können es aushalten bis nach Germania?" fragte wieder der Doktor. „Ich denke, es ist das Beste, wir nehmen Sie in unserem Wägelchen dahin."

Aber der Kranke schüttelte mit dem Kopfe und winselte wo möglich noch kläglicher.

„Ferdinand," sagte nun endlich der Doktor, „hier ist nichts zu machen, als den armen Burschen nach Littlefalls zurückzuführen. Nach Germania ist's zu weit, auch habe ich

meinen Medicamentenkasten in Littlefalls. Im Ganzen werden wir nicht viel länger als eine Stunde Aufenthalt haben."

Es schien in der That kein anderer Ausweg möglich, wenn man die Menschlichkeit obwalten lassen wollte. So hoben sie denn den Baumeister auf, drehten dann das Gefährt und fuhren dem Orte wieder zu, den sie erst vor etwas mehr als einer halben Stunde verlassen hatten. Sonderbar aber, je mehr sie sich Littlefalls näherten, um so mehr besserte sich der Zustand des Patienten.

Jetzt waren sie vor der Grocerie angekommen. „Ich denke, Sie fühlen sich bedeutend besser," sagte der Doktor schnell vom Wägelchen springend, „ich will Ihnen nun ein kleines Brechmittel präpariren. Das wird die Sache vollends in Ordnung bringen."

Er eilte die Treppen hinauf und Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße, um noch ein paar Worte mit Christian zu wechseln. Langsam stieg nun auch der Patient vom Wagen, schaute sich um, machte sich eine Zeitlang am Pferde vorn zu schaffen, so daß dieses sich aufbäumte und ausschlug, und trat dann in die Grocerie, nicht aber, um sich klagend und jammernd hin zu setzen, sondern einfach um einen Schluck Whiskey zu nehmen. Gerade schenkte er sich das zweite Glas voll, als der Doktor mit seiner Mixtur herab kam.

„Seid Ihr verrückt, Mensch?" rief dieser. „Der Whiskey kann Euch den Tod bringen."

„Calculire," erwiederte der Baumeister kaltblütig, „wird's gerade so gut thun, als Euer Rhabarber. Mächtig gutes Arzneimittel, der Branntwein! Setze voraus, ein drittes Glas wird mich vollends ganz kuriren."

Der Doktor sagte kein Wort mehr, sondern drehte sich auf den Absätzen herum und bestieg seinen Wagen, wohin ihm gleich darauf Ferdinand folgte. Sie fuhren abermals Germania zu.

„Der Schlingel hat uns zum Besten gehabt," sagte der Doktor. „Er war gar nie krank; wahrscheinlich wollte er blos nach Littlefalls gefahren seyn, um den Weg nicht zu Fuß machen zu müssen. Das soll mir eine Warnung für die Zukunft seyn, wenn einmal wieder solch' ein Landstreicher meine Hülfe in Anspruch nimmt."

Sie eilten rasch vorwärts, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; allein kaum waren sie ein Paar hundert Schritte weit gefahren, so fing das Pferd an zu hinken und je weiter sie fuhren, um so bedenklicher schonte der Gaul seinen Fuß. Sie stiegen ab und untersuchten die Sache. Das Pferd mußte sich schwer verletzt haben, denn am hinteren linken Fuße war die Fessel wie mit einem scharfen Instrumente geschnitten. Natürlich blieb nun nichts übrig, als Schritt für Schritt vorwärts zu fahren. Ja am Ende mußten sie das Pferd ganz stehen lassen, da es nicht mehr weiter konnte. Sie machten sich nun zu Fuße nach Germania auf, um von da wo möglich Hülfe zu holen.

„Kapitalstreich, das!" lachte Josua Schneider, als der Doktor abgefahren war. „Ist wohl seine zehn Thaler werth! Wird ein schiefes Gesicht schneiden, wenn er den Putzen merkt. Werd' mich aber vor ihm künftig in Acht nehmen müssen!" — „Christian Rau hier in der Nähe?" fuhr er dann gegen den Grocer gewandt fort.

„Was willst du von mir?" antwortete Christian Rau

selbst. Denn dieser trat eben von dem Vorplatz, auf dem er noch mit Ferdinand gesprochen, in die Grocerie.

„Brief abgeben," versetzte der Baumeister mit seiner gewöhnlichen lakonischen Kürze.

Christian nahm den an ihn gerichteten Zettel in Empfang und ein freudiges Erröthen machte sich auf seinem Gesichte Platz, als er den Inhalt desselben las. Allein bald veränderte sich dieser Ausdruck wieder, nachdem er den Inhalt genauer geprüft hatte. Er besah bald das Schreiben, bald den Ueberbringer und konnte sich offenbar nicht Beides zusammenreimen. Wie kam Pauline zu diesem Briefträger? Oder war der Brief vielleicht gar nicht von Paulinen? Er kannte ja ihre Handschrift nicht!

„Von wem hast du diesen Brief?" frug Christian, seine Augen streng auf den Baumeister richtend. Aber dieser war nicht der Mann, durch einen Blick in Verlegenheit zu kommen.

„Frauenzimmer, denke ich," war die kurze Antwort.

„Kennst du die Briefschreiberin?" fuhr Christian fort zu inquiriren.

„Schätze wohl, ich thu's," versetzte der Inquisit lächelnd. „Baumeister auf Germania!"

„Also du bist dieses Individuum?" sagte nun Christian, den Mann verwundert betrachtend. „Ich habe von dir gehört."

Es wollte ihn doch schmerzlich berühren, daß dieser Mensch seine Stelle vertreten sollte! aber er hatte nunmehr keine Zeit, solchen Grübeleien nachzuhängen. Pauline schrieb ihm, unverzüglich nach Germania zu kommen, damit er dort in aller Frühe eintreffe. Er konnte sich keinen Grund denken

warum er auf diese Art berufen wurde; allein eben so wenig war ihm eine Ursache einleuchtend, warum die Einladung nicht ächt seyn sollte. Gerade wollte er sich nochmals an den sonderbaren Boten wenden, um diesen näher auszufragen, als er sah, daß dieser die Grocerie bereits verlassen habe und mit mächtigen Schritten wieder Germania zueile. So beschloß er denn, der Einladung Folge zu leisten, möge nun der Brief von Paulinen herrühren oder nicht. „Ist der Brief unächt, und haben sie mir nur eine Falle bereitet," sagte er zu sich selbst, „um mich vielleicht beim Bürgermeister wegen meiner Aufdringlichkeit noch mehr anzuschwärzen, so muß ich's über mich ergehen lassen; umgekehrt aber, wenn der Brief ächt ist, würde ich es mir nie verzeihen, dem Rufe Paulinens nicht entsprochen zu haben." — So ging er denn zum alten Farmer, um Jemanden zu bitten, heute Nacht für ihn bei dem kranken Peddler zu wachen. Dann begab er sich auf sein Zimmer, um sich anders anzukleiden, und verwunderte sich nicht wenig, daß er seine Handschuhe und sein Halstuch nicht finden konnte, obgleich er gewiß wußte, daß er beides noch vor wenigen Tagen in den Händen gehabt habe. All' sein Suchen war jedoch vergeblich. So machte er sich denn auf den Weg, nachdem die Sonne längst hinab war.

Er schritt rüstig vorwärts, allein die Nacht war dunkel und von einem eigentlichen Wege keine Rede. Er kam daher nicht so schnell vorwärts, um noch vorher in Germania einzutreffen, ehe die ersten Morgenstrahlen hervorbrachen. Manchmal war es ihm, besonders je näher er zu der Colonie kam, als höre er ein Paar in nicht allzuweiter Entfernung vor ihm sich mit einander unterhalten; ja es dünkte ihn sogar einmal,

es gehören diese Stimmen dem Doktor und dem Ferdinand an; allein diese Beiden waren ja fast eine Stunde vor ihm abgegangen und gefahren. Wie konnte also er sie einholen, da er doch zu Fuße ging? Jetzt war er ganz nahe bei Germania. Was sollte dieß furchtbare Geschrei bedeuten, das sich plötzlich von da her erhob? Er eilte vorwärts, so schnell ihn seine Füße trugen? War Feuer ausgebrochen? Er konnte keines sehen. War vielleicht Jemand verunglückt? Sollte gar Pauline . . .? Er mochte nicht weiter denken! Jetzt eilten ihm Leute entgegen. Mit mächtigem Geschrei rannten diese gerade auf ihn zu.

„Was gibt es?" rief Christian. „Ist Jemanden ein Unglück passirt?"

„Da ist er!" schrieen die Männer ihm entgegen, die von Germania fortgeeilt waren, um den Mörder des Bürgermeisters zu fahen. „Hurrah, auf ihn, den Mörder!"

Die fünf oder sechs Männer stürzten nun über ihn her, rissen ihn mit einem Ruck zu Boden und fesselten ihm die Hände mit starken Stricken. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Seid Ihr wahnsinnig, Ihr Leute?" rief er endlich, sich fassend und sie einzeln beim Namen nennend. „Was habt Ihr denn mit mir vor? Oder sagt mir wenigstens, was vorgegangen ist?"

Die Männer nahmen jedoch keine Notiz von seinen Fragen, sondern schleppten ihn vorwärts, so schnell sie nur konnten. Sie waren in wenigen Minuten an Ort und Stelle.

„Wir haben ihn," schrie Einer, der vorauseilte. „Wir haben ihn. Der Mörder ist gefangen!"

„Da ist er," schrien die Weiber, die in Germania zu-

rückgeblieben waren und eben aus dem Hause des Bürgermeisters heraustraten. „Da ist der grausige Mörder! Fesselt ihn, daß er uns und unsere Kinder nicht auch umbringe.“

Sie umringten ihn Alle. Sie schrieen auf ihn hinein, sie zerrten an ihm, sie rissen an ihm! Er wußte fast nichts mehr von sich, er war nahe daran, wahnsinnig zu werden!

Jetzt flog ein bleiches Mädchen herbei. Ihre aufgelösten Haare flatterten im Winde. „Christian, Christian!“ rief sie, wild aufkreischend und sich dem gefesselten Manne an den Hals werfend. „Sie haben meinen Vater ermordet und sagen nun, du seiest der Mörder. Oh, die Teufel in Menschengestalt, die gräulichen, schrecklichen Mörder!“

Sie hing sich an ihn, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Man mußte sie mit Gewalt von ihm trennen! Dann legten sie sie auf den Boden, und einige der Weiber standen ihr zur Seite, denn eine tiefe Ohnmacht hatte sie umfangen.

„Kommt,“ rief Einer aus dem großen Haufen, „wir wollen Gericht über den Mörder halten. Die Amerikaner machen es auch so, und hängen Jeden auf der Stelle, wo er sein Verbrechen begangen hat.“

Nunmehr erst kam Christian zum Bewußtseyn, dessen was man ihm vorwarf! Nunmehr erst ward ihm klar, was auf Germania vorgefallen sei!

„Ihr seid wahnsinnig,“ wandte er sich abermals an die wuthentbrannte Menge. „Ihr seid rein toll. Wie kann denn ich den Bürgermeister ermordet haben, der ich gerade von Littlefalls komme? Ihr bürdet mir ja eine pure Unmöglichkeit auf!“

„Oh, verleg' dich nur auf's Läugnen!“ schrie Einer.

„Es steht dir gut an, wo man doch deine Handschuhe, dein Halstuch und dein Messer bei der Leiche gefunden hat!"

„Wir wollen kurzen Prozeß machen," riefen ein paar Andere. „Wir hängen ihn an den nächsten besten Baum."

„Nein," schrie ein Dritter, „wir wollen unpartheiisch und gerecht verfahren. Darum laßt uns den Gefangenen vor den Vikar führen, der soll über ihn richten, nachdem er seine Vertheidigung gehört hat. Der versteht jedenfalls so viel vom Recht, als irgend ein Friedensrichter hier."

Sie ergriffen nun den unseligen jungen Mann und schleppten ihn zur Kirche vor die Wohnung des Vikars, um ihn von diesem standrechtlich verurtheilen zu lassen.

Während dieß außen vorging, begab sich im Innern des Hauses, wo der Ermordete lag, und in welches so eben der Doktor mit Ferdinand getreten waren, eine ganz andere Scene.

Ferdinand hatte sich neben seiner Schwester niedergeworfen und konnte es kaum fassen, daß das, was er sah, Wirklichkeit seyn sollte. Der, den er gestern in voller Manneskraft verlassen hatte, lag hier entseelt vor ihm, das Messer in der Brust! Oft war ihm früher der Vater zu herrisch, zu durchgreifend, zu gewaltthätig vorgekommen, aber jetzt gedachte er blos der Liebe, mit der ihn der Ermordete von jeher überhäuft hatte! Und gerade diese Nacht mußte er abwesend seyn! Wäre er gestern Abend noch in Germania eingetroffen, so hätte der Mord gar nicht vorfallen können; denn er hätte dann ja das Schlafzimmer mit seinem Vater getheilt! Dieser Gedanke war es, der ihn überwältigte, und fast zur Tollheit trieb.

Ganz anders benahm sich der Doktor. Dieser schritt auf den Ermordeten zu, ohne nur einen Augenblick seine Besonnen-

heit zu verlieren, obgleich der erste Schreck über die Gräuelthat ihn mächtig erschüttert hatte. Die Weiber machten ihm Platz, daß er freien Raum vor dem Todten gewann. Zuerst entfernte er das Halstuch, das so fest um den Hals gezogen war, daß er es aufschneiden mußte. Er wollte sich nicht lange mit dem Lösen des Knotens aufhalten. Nun zog er das Messer aus der Wunde und augenblicklich strömte schwarzes Blut nach.

„Wasser und Leintücher," befahl er. Und augenblicklich sprang eine der Frauen nach einem offenen Koffer, in welchem die Leinwand des Bürgermeisters lag. Eine andere brachte ein Gefäß mit Wasser herbei.

Nun ergriff der Doktor seine Sonde und steckte sie in die Wunde. Einen Zoll tief fand er Widerstand. Ein eigenthümlicher Schatten flog über sein Gesicht.

„Halten Sie Ihre Hand hier über der Wunde," sagte er zum Vikarius, „und pressen Sie darauf, so stark Sie können."

Doch der Vikar war wie auf die Stelle gebannt. „Ich kann nicht," erwiederte er schaudernd.

„Erbärmliche Memme!" zischte eine Stimme hinter dem Doktor und Frau Karoline drängte sich vor, um den verlangten Dienst zu leisten. Doch bereits war Ferdinand aus seinem starren Schmerze erwacht und hatte gethan, was der Doktor verlangt hatte. Nunmehr machte dieser einen Verband zurecht und augenblicklich gelang es ihm, das Blut zu stillen. Wiederum flog jener eigenthümliche Schatten von vorhin über sein Gesicht.

Frau Karoline bewachte jeden Blick, jede Miene des Doktors. Sie war todesblaß geworden. „Glauben Sie denn, daß der Mann noch lebt?" flüsterte sie kaum hörbar. „Es ist

unmöglich, er hat zu viel Blut verloren und seine Augen sind schon gebrochen."

Der Doktor gab ihr keine Antwort, sondern befahl Allen, außer ihm und dem Sohne des Ermordeten, das Zimmer zu verlassen.

„Auch ich soll gehen?" flüsterte die Wittwe abermals, indem ihre Züge sich verzerrten.

„Auch Sie," erwiederte der Doktor streng.

Alle verließen das Zimmer. Auch Pauline ward hinausgeführt, denn man wollte sie aus dem Bereich des erschütternden Anblicks bringen. Es war gerade im Momente, wo die Männer den Christian Rau gefesselt eingebracht hatten. Die Weiber stürzten dem vermeintlichen Mörder entgegen. Frau Karoline aber hielt sich hart hinter dem Vikar.

„Eilen Sie," flüsterte sie diesem zu. „Bringen Sie Ihre Sachen auf Ihr Gefährt, und folgen Sie mir so schnell als möglich. Sie treffen mich am bekannten Orte. Jede Minute Verzug bringt Gefahr." — „Sehen Sie sich nicht um, Mann," setzte sie hastig hinzu, als der erschreckte Vikar sich nach ihr drehen wollte. „Thun Sie, als gehe ich und dieß Alles Sie gar nichts an. Nur machen Sie, daß Sie fortkommen."

Rasch wandte sie sich auf die entgegengesetzte Seite, und verschwand in ihrem Zimmer, während der Vikar seiner Wohnung zuschritt.

Aber nicht blos die Wittwe war den Blicken und Worten des Doktors mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt; auch Ferdinand hing an seinen Augen, an seinen Mienen.

„Glaubst du, es sei Hoffnung vorhanden?" flüsterte der Sohn, das Muskelspiel des Doktors ängstlich bewachend.

Auch ihm gab der Doktor keine Antwort; aber er warf ihm einen freundlichen, ermuthigenden Blick zu. Der Verband war fertig und der Bürgermeister zu Bette gebracht. Der Doktor hielt seine Hand und lauschte lange und aufmerksam, ob er keinen Pulsschlag fühlen könne. Er schüttelte mit dem Kopfe, denn auch nicht die leiseste Bewegung konnte er verspüren. Nunmehr machte er einen kleinen Einschnitt in das Kopfkissen und zog eine weiche Feder hervor. Er hielt sie dem Ermordeten vor den Mund. Sie bewegte sich leise, aber regelmäßig. Ein Lufthauch aus dem Munde des Bürgermeisters war es, der sie in Bewegung setzte.

„Siehst du es, Ferdinand?" rief nun der Doktor freudig. „Er lebt, und mit Gottes Hülfe gedenke ich ihn zu retten."

„Gott sei gepriesen!" jauchzte der Sohn, als er deutlich die Bewegung der Flaumfeder bemerkte, als er die beruhigenden Worte des Doktors hörte. Er fiel auf seine Kniee nieder und schickte ein Dankgebet gen Himmel. „Aber nun muß ich es meiner Schwester verkünden," rief er aufspringend und rasch der Thüre zueilend.

„Halt," rief der Doktor, horchend. „Hörst du das Geschrei? Haben sie vielleicht den Mörder gefangen? Ist mir's doch, als hätte ich bei meinem Eintritt schon Etwas davon gehört! Doch war ich zu sehr mit deinem Vater beschäftigt, als daß ich der Rede Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Hörst du's wieder? Sie kommen vielleicht mit ihm hieher. Das darf nicht seyn, unter keiner Bedingung. Dein Vater wird in kurzer Zeit zu sich kommen. Es ist kein edler Theil in ihm verletzt. Das Messer ist an der untern Rippe abgeglitten und nur in's Fleisch, nicht in die Lunge gedrungen. So ist es nur der große Blut-

verlust und die Heftigkeit der Erschütterung gewesen, die ihn wie todt niederstreckte. Aber nunmehr müssen wir vorsichtig seyn. Die geringste Aufregung könnte ihm den Tod bringen, während ich im andern Fall für sein Leben stehe. Darum darf Niemand hier herein, als wem ich's erlaube. Niemand darf mit deinem Vater reden, auch wenn er wieder bei sich ist, als wem ich's gestatte. Nun gehe und bringe die Wüthenden zur Ruhe."

Ferdinand eilte hinaus. Er kam gerade dazu, wie die Colonisten, Männer, Weiber und Kinder den gefangenen Christian in die Kirche schleppten und den Vikar aufforderten, Gericht über ihn zu halten. Christian stand todesblaß, seiner selbst kaum bewußt, in ihrer Mitte, die Hände gefesselt, den Kopf gesenkt. Der Vikar aber, der in aller Schnelligkeit seine Habseligkeiten auf das von ihm den Tag zuvor mitgebrachte Fuhrwerk zu schaffen im Begriff war, entriß sich auf einen Augenblick diesem Geschäfte und sprang auf die Emporbühne hinter dem Altare.

„Was brauchet Ihr weiter Zeugniß, Ihr Leute?" rief er, um der Sache ein schnelles Ende zu machen. „Hat nicht der Herr deutlich genug gesprochen, indem Er Euch den Mörder in die Hände lieferte? Seid Ihr geschlagen mit dem Blendwerk des Erzfeindes? Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, also stehet geschrieben. Ich sage Euch, so Ihr nicht folget dem Befehl dessen, der da gebeut über Kanaan und über Leben und Tod, so sollt Ihr zerschlagen werden, wie die Sodomiter und Eure Glieder sollen verfaulen, wie die Leiber der Aussätzigen. Darum ergreift ihn und rächt den Ermordeten! Fort mit dem Mörder und hängt ihn, wo der Baum am

höchsten ist. Ich aber ziehe aus, aus diesem Boden des Fluches. Der Geist der Erzväter ist über mir und wird mir meine Bahn zeigen. Hinweg, hinweg. Satanas! Vertilget den Mörder von der Erde!"

Mit diesen Worten verließ der Vikar seinen erhöhten Standpunkt und verschwand in seiner anstoßenden Wohnung. Gleich darauf hörte man ihn in seinem Wägelchen abfahren.

Zu jeder andern Zeit würde Ferdinand über den verwirrten Wahnsinn, den der Vikar sprach, gelacht haben; denn offenbar war dieser nicht recht bei Sinnen, und wußte vor anderweitiger Aufregung gar nicht, was sein Mund heraussprudelte. Allein in diesem Augenblick hatte Ferdinand gar keine Zeit, über den tollen Unsinn nachzudenken, er hörte nur die Aufforderung, den Mörder zu tödten, er sah nur den Christian Rau, als des Mords Angeklagten! Ja, jetzt machten die zu wilden Thieren erhitzten Leute wirklich Anstalt, den Befehl des Vikars zu vollstrecken. Sie zerrten den Gefangenen nach sich und wollten mit ihm dem nächsten Baum zueilen. Jetzt warf sich Ferdinand unter sie, wie ein Rasender sich Bahn brechend.

„Seyd Ihr toll? Seyd Ihr wahnwitzig?" schrie er. „Christian soll der Mörder seyn? Zurück sage ich; zurück, oder es geht auf Eure eigene Gefahr!"

„Er vertheidigt den Mörder seines Vaters!" schrie Einer aus dem wüthenden Haufen. „Er ist ein Mitschuldiger, er wie seine Schwester, die auch auf Christians Seite ist."

Nunmehr aber hatte sich Ferdinand zu Christian durchgedrängt, und mit einem Riß seines Taschenmessers waren die Stricke durchschnitten, welche die Arme des Gefangenen bisher eingezwängt hatten. Christian war frei und nunmehr konnte

wohl Jeder fühlen, daß es sich um einen heftigen, wenn auch ungleichen Kampf handelte, wenn die Menge es wagen sollte, die zwei Jünglinge anzugreifen.

„Auf sie Beide!“ schrieen aber doch Einige. „Wir wollen sie zusammen abthun!“

In der That drangen sie vor, wurden aber bald gewahr, mit welchen Gegnern sie es zu thun hatten, denn zwei der Angreifer lagen im Augenblick zu Boden. Die Andern wichen etwas bestürzt zurück.

„Hört, Ihr Leute,“ rief nun Christian mit klarer gebietender Stimme. „Nehmt Vernunft an, und Ihr werdet bald begreifen, in welch' schwerem Unrecht Ihr begriffen seyd. Seit vierzehn Tagen lebe ich zwanzig Meilen von hier entfernt. Seit dieser Zeit habe ich den Bürgermeister mit keinem Auge gesehen. Ich kam heute Nacht hierher, weil mich eine Stimme dazu aufforderte, der ich durch's Feuer folgen würde. Wie das Alles zusammenhängt, weiß ich selbst nicht; aber das weiß ich, daß ich erst vor wenigen Augenblicken erfuhr, daß hier ein Mord vorgefallen, daß der Bürgermeister der Ermordete sey. So wahr ein Gott im Himmel ist, ich bin an dieser That unschuldig. Er, der in das Gewissen sieht, weiß, daß ich dazu nicht fähig bin. Aber ich will mich nicht selbst freisprechen. Im Gegentheil, ich will solange als Gefangener hier verweilen, bis die furchtbare That enthüllt ist. Nur verlange ich ein ehrlich Gericht, eine unparteiische Untersuchung.“

„Und mein Vater ist ja gar nicht ermordet,“ schrie Ferdinand. „Er lebt und wird vielleicht schon in wenigen Stunden fähig seyn, selbst darüber Auskunft zu geben, wer der Schändliche war, der ihn morden wollte.“

Nunmehr war die Reihe des Staunens an die entgegengesetzte Parthie gekommen. Die Wuth machte einer gränzenlosen Verwunderung Platz. „Der Bürgermeister lebt!" riefen Alle, und es war nicht anders, als wenn ein Wunder geschehen wäre. Viele wurden durch diese Nachricht auf einmal ganz umgewandelt, besonders als man sah, daß Keiner über diese Nachricht froher war, als Christian selbst; denn wäre dieser schuldig gewesen, so hätte er ja vor der in kurzer Zeit zu erwartenden Enthüllung zurückbeben müssen, während er umgekehrt derselben mit freudigem Auge entgegensah! Hiedurch wurde die Unschuld des falsch Verdächtigten von selbst klar und Mancher kam daher auf denselben zu, bot ihm die Hand und bat ihm das angethane Unrecht ab. Einige, besonders unter den Weibern, blieben jedoch halsstarrig und wollten sogar der Nachricht von der „Wiederauferstehung" des Ermordeten keinen rechten Glauben schenken, bis endlich nach einer Weile der Doktor selbst dazu kam und Ferdinands Aussage nicht blos bestätigte, sondern auch noch hinzusetzte, daß der Bürgermeister gegenwärtig in einem gesunden Schlafe liege und wahrscheinlich bedeutend gestärkt aus demselben erwachen würde.

„Aber wie erklärt Ihr denn das, daß man die Handschuhe, das Messer und das Tuch Christians bei dem Bürgermeister fand?" riefen endlich die Ungläubigsten. „Diese Sachen hat doch offenbar der Mörder da zurückgelassen."

„Ich glaube, ich habe eine Erklärung dafür," erwiederte der Doktor nachdenklich. „Erinnerst du dich noch Christian, wie vor einigen Tagen die Wittwe Heringen mit mir nach Littlefalls fuhr? Ich sah sie an jenem Tage, während wir mit dem Peddler beschäftigt waren, aus deinem Zimmer treten, und

in nicht geringe Verlegenheit kam sie, als sie meinen Blick bemerkte. Ohne Zweifel hat diese die Sachen gestohlen und dem Mörder gegeben, um die Schuld auf dich zu wälzen."

Er sah sich bei diesen Worten nach Christian um, aber dieser konnte keine Antwort geben, denn er war vor wenigen Augenblicken zu Paulinen hinübergesprungen, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Fast wäre sie dem gedoppelten Glücke, der Errettung ihres Vaters und der Befreiung ihres Geliebten, abermals erlegen!

„Wo ist die Wittwe?" fragten nun Einige zuerst leise, dann lauter.

Sie eilten fort, sie zu suchen. Weder die Wittwe noch der Vikar war zu finden. Die Erstere mußte sogar offenbar äußerst schnell das Weite gesucht haben, denn man fand ihre Sachen in ihrem Schlafzimmer in der größten Unordnung umherliegen und nur das Beste und Nothwendigste hatte sie mitgenommen.

So war es in der That. Frau Karoline hatte aus der Miene des Doktors geschlossen, daß noch Leben in dem Bürgermeister sey und zum ersten Male in ihrem Leben erfaßte sie ein tödtlicher Schreck. Kam der Mann wieder zum Bewußtseyn, so war sie mit dem Vikar verloren, denn er hatte sie beide in der Mordnacht erkannt! Darum war es ihr, sowie sie zu dieser Ueberzeugung gekommen, um nichts mehr zu thun, als so schnell als möglich aus dem Bereich von Germania zu kommen. Jetzt oder nie galt es Eile. Wohl fühlte sie einen heftigen Zorn über den Vikar, „weil er nicht einmal zu einem ordentlichen Dolchstoße zu gebrauchen sey," und sie hätte ihn

daher sehr gerne seinem Schicksal überlassen, allein — er trug ja den Reichthum des Bürgermeisters auf dem Leibe und vorher mußte sie getheilt haben, ehe sie sich von ihm trennen konnte. Was half es auch sich jetzt dem Zorne über den „Feigling" zu überlassen? Das Leben stand auf dem Spiel und konnte nur durch die schnellste Flucht gerettet werden! Diese Flucht war wiederum nur in dem neuangekauften Fuhrwerk möglich. Hatten sie mit diesem den nächsten Seeort erreicht, so gelang es ihnen ohne Zweifel, nach dem Süden zu entkommen, ehe noch die Polizei nach ihnen spürte, denn noch bestand in dieser öden Gegend kein Telegraph oder sonstige Einrichtung, durch die ein Flüchtiger schnell erreicht werden konnte. War sie erst in einer der größern südlichen Städte, dann hatte das Nachforschen von selbst ein Ende, da sie unter solchen Verhältnissen auf der Bühne des Lebens zu erscheinen gedachte, daß man in ihr die Karoline Heringen von Germania nicht vermuthen konnte. Ueberdieß wußte sie ja, daß die amerikanischen Behörden sich keine besondere Mühe geben, wegen eines Mordanfalls auf einen Deutschen die Polizeispürhunde auf die rechte Fährte zu lenken, besonders wenn dieser Deutsche nicht im Stande ist, die Dienste der Polizei mit Gold aufzuwiegen!

Unter solchen Gedanken eilte Frau Karoline dem Platze zu, welchen sie dem Vikar als Stelldichein bezeichnet hatte und an welchem er auf ihrer Flucht nach Bellowsprings jedenfalls vorbei mußte. Ihr Geist hatte sich während des hastigen Gangs wieder aufgerichtet und der alte Muth beseelte sie wieder, noch ehe sie an dem Platze angekommen war. Nicht so der Vikarius. Zwar eilte auch er dem bezeichneten Orte mit rasender

Schnelligkeit zu, aber er handelte mehr aus Instinkt, als aus Ueberlegung. Sein Kopf war verwirrt, seine Hände zitterten, sein Puls schlug hörbar. Fast wäre er an dem Platze, ohne anzuhalten, vorbeigefahren.

Jetzt stieg die Wittwe ein. „Nun fort, was das Pferd laufen kann,“ rief sie.

Doch in demselben Momente schwang sich noch ein Dritter auf das leichte Wägelchen. Er hatte offenbar, vom Busche verborgen, schon einige Zeit hier gelauert.

„Was wollt Ihr?“ rief der Vikar entsetzt, denn er erkannte den Mann nicht einmal, so sehr hatte sich seiner die Angst bemächtigt. Er sah in demselben nur einen Verfolger.

„Calculire,“ erwiederte der Angeredete kaltblütig, „mache das Kleeblatt voll.“

„Wir können aber keinen Dritten brauchen,“ versetzte die Frau zornig. „Entfernt Euch auf der Stelle.“

„Langsam, Eure Herrlichkeit!“ meinte der Mann, ihr unverschämt in's Auge schauend. „Schätze wohl, hab' ein Recht dazu. Wißt vielleicht noch nicht, auf welche Weise ich den Doktor und den Ferdinand aufgehalten habe, daß sie erst nach abgemachter That auf dem Schauplatz erscheinen konnten? War ein mächtig gescheidter Einfall, das! Werd' ihn Euch ein ander Mal auseinandersetzen. Hab' jetzt keine Zeit dazu, denn nunmehr wollen wir theilen!“

Der Vikar schrie laut auf, die Wittwe aber nahm sich gewaltsam zusammen.

„Was wollen Sie theilen?“ fragte sie leise, aber den Mann fest ansehend.

„Denke, die Beute, die Ihr dem todten Mann dort drü-

ben abgenommen habt," erwiederte der Aufdringliche, ohne die Miene zu verziehen.

„Er weiß Alles, er ist der Teufel!" schrie der Vikar verzweiflungsvoll.

„Irrt Euch, Mann," versetzte derselbe ruhig. „Heiße nicht Teufel, sondern Josua Schneider. Ist aber sehr einfach, daß ich Alles weiß, denn habe Alles mitangehört. Bin nicht umsonst von Littlefalls nach Germania zurückgerannt, als ob mich der Satan ritte. Macht also keine Umstände, theilt!"

Frau Heringen sah nun schon, daß sie in der Gewalt dieses Mannes sey, und daß man sich daher wohl oder übel mit ihm verständigen müsse.

„Wie viel verlangen Sie," fragte sie mit einschmeichelndem Tone. „Sind Sie mit hundert Thalern zufrieden? Die will ich Ihnen geben, wenn Sie uns dann nicht mehr länger aufhalten."

Josua Schneider, der Baumeister, lachte laut auf. „Kann's nicht so wohlfeil thun," meinte er, „pur unmöglich. Bedenkt doch, hab' eigentlich indirecten Antheil an dem Morde! Bin allein Schuld, daß er gelungen ist! Muß den dritten Theil haben. Vikar, ziert Euch nicht länger. Langt die Geldkatze hervor, denn seht, dort unten kommt ein Gefährt von Littlefalls her und in zehn Minuten könnte es zu spät seyn."

Der Vikar war gleich bereit, sich den Befehlen zu fügen. Aber die Wittwe wollte sich entweder ihren Raub nicht so leicht nehmen lassen, oder war sie durch einen andern Grund dazu veranlaßt, sie riß dem Vikar die Zügel aus den Händen und peitschte auf den Gaul ein, daß derselbe mit einem mächtigen Satze aufsprang. Wahrscheinlich hatte sie die Absicht, an dem

immer näher kommenden Gefährt mit rasender Eile vorbeizuschiessen und dadurch eine Erkennung oder gar eine Gefangennehmung unmöglich zu machen. Ihre scharfen Augen hatten ihr nämlich gesagt, daß in jenem Gefährt der Förster sitze, begleitet von ein paar Andern, die ihr unbekannt waren, und den Förster hatte sie schon seit längerer Zeit in Verdacht, daß er ihr mehr aufpasse, als ihr mit ihrer Sicherheit verträglich schien. Was war also natürlicher, als diese Zusammenkunft durch eine tolle Fahrt zu vermeiden? Der Förster, dachte sie, würde es doch nicht wagen, sie mit Gewalt aufzuhalten, da er, schon seit zwei Tagen abwesend, von den neuesten Vorgängen auf Germania, wenigstens von dem Morde, nichts wissen konnte! Sie peitschte also auf den Gaul los, daß derselbe in mächtigen Sprüngen davon flog. Der Vikar wurde von dem Stoß so zurückgeschleudert, daß er beinahe über den Wagen hinabgefallen wäre. Er hielt sich mit beiden Händen fest und glich mehr einem Todten, als einem Lebendigen.

Nicht so der Baumeister, der würdige Josua Schneider.

„Oho!" rief er. „Geht's so zu? Wollt mich auf diese Art abfinden? Mächtig guter Einfall, aber Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da Ihr nicht theilen wollt, werd' ich Euch an den Galgen bringen. Josua Schneider kann auch ehrlich seyn, wenn es ihm gerade in den Wurf paßt."

Er sah aber wohl ein, daß es ihm zuviel Zeit wegnehmen würde, der Frau mit Gewalt die Zügel zu entreißen, denn dieselbe war nicht blos stark und kräftig, sondern schien auch zum Aeußersten entschlossen. Darum konnte er nicht einmal überzeugt seyn, ob er nur den Sieg davon tragen würde, besonders wenn der Vikar aus seiner Lethargie erwachte und

mit Frau Heringen gemeinschaftliche Sache machte. Er beschloß also auf andere Art zu Werk zu gehen, und da gerade der Weg ein steiles Hügelchen hinaufführte, ersah er sich die Gelegenheit, sprang mit einem mächtigen Satze vorwärts und stand im selben Augenblicke neben dem Pferde, dem er alsobald in die Zügel fiel.

„Hierher, Ihr Männer,“ schrie er den Leuten in dem andern Gefährte, das schon ganz in der Nähe war, zu. „Hierher und steht einem amerikanischen Bürger bei, ein Paar Verbrecher festzunehmen.“

Josua Schneider dachte wohl nicht daran, daß denen in jenem Gefährte nichts mehr im Sinne lag, als gerade diese Festnahme! Es war nämlich in der That, wie Frau Karoline richtig gesehen hatte, der Förster, welcher, wie er versprochen hatte, zu rechter Zeit von Bellowsprings zurückkehrte. Er hatte die Firma Peter Charles Tieman im Augenblicke ausfindig gemacht und eben so schnell hatte er von derselben erfahren, wie es mit dem Erwerb der gestohlenen Waaren hergegangen sey. Der Vikar (der Beschreibung nach konnte es kein anderer seyn, als dieser) hatte die Waaren zum Verkauf angetragen. Man wollte ihn abweisen. Da bestand der im Nebenzimmer befindliche Peddler, welcher von hier aus durch ein kleines Fensterchen Alles mitansah, darauf, den Kauf abzuschließen. Er wollte die Waaren nach Germania bringen und vermittelst derselben den wirklichen Dieb entlarven. Diesen in Bellowsprings festsetzen zu lassen, dazu mangelte ihm das Recht, da er allein und ohne Zeugen nicht gegen ihn auftreten konnte. So verhielt sich die Sache, und der Herr Tieman nebst einem Gehülfen waren im Augenblicke bereit, den Förster zu beglei-

ten, sowohl um den Vikarius zu überweisen, als auch um den verunglückten Peddler, der wirklich ein Partner des Hauses war, aufzusuchen. Sie hatten deßhalb in Littlefalls eingekehrt, aber den Kranken bei vollen Sinnen und fast wohlauf getroffen. Deßhalb eilten sie ohne Aufenthalt weiter, um so bald als möglich auf Germania einzutreffen. Drängte es doch den Förster ordentlich, seinen Schwager den Händen dieses scheinheiligen Tropfes zu entwinden, und zugleich das Zauberband zu lösen, das die heimliche Verbündete des Vikars um den Bürgermeister geschlungen hatte.

„Halt fest," schrie der Förster mit voller Kehle. „In einer Minute bin ich bei dir. Der Schuft soll uns nun nicht mehr entgehen."

Jetzt sah ihrerseits Frau Karoline, daß das Spiel verloren sey. Sie konnte den Gaul, an den sich der Baumeister wie eine Klette hing, nicht weiter bringen, und der Förster hatte sie Beide erkannt. Ja er sprach sogar seine Absicht aus, den Vikar festzunehmen und dann mußte sie natürlich mit in's Gefängniß wandern, da Josua Schneider fest entschlossen schien, sich für die verweigerte Theilung zu rächen. Jetzt galt es mehr noch als das Geld, jetzt galt es das Leben! Und schnell die Zügel aus der Hand werfend, sprang sie über den Wagen herab und rannte dem Busche zu.

„Laßt das Weibsstück laufen," rief der Förster. „Haltet nur den Burschen fest, den Ihr auf dem Wagen habt!"

„Ganz mit einverstanden;" entgegnete der Baumeister. „Geld die Hauptsache, deßwegen Vikar die Hauptsache! Weibsstück, unnützes Möbel, blos Beihülfe!"

„Hab' ich dich endlich, elender Dieb?" schrie der Förster

von seinem Wagen springend, und den Vikarius von dem seinigen herabreißend. „Oder willst du's leugnen? Sieh', hier sind die Zeugen, bei denen du die Sachen verkauftest.“

Dem frechen Heuchler verging hören und sehen. Er sank auf seine Kniee und flehte, bitterlich weinend, um sein Leben. „Ich will Alles gestehen,“ wimmerte er, „nur versprecht mir, mich nicht zu tödten. Ich hab's ja nicht thun wollen, doch sie hat mich dazu getrieben.“

„Aermlicher Wicht, wer will dir denn an's Leben?“ entgegnete der Förster, dem Vikar verächtlich einen Stoß gebend.

„Schätz' wohl, der Sheriff,“ erwiederte Josua Schneider höchst kaltblütig, „wenn ihn erst die Jury wegen Mords zum Tode verurtheilt hat.“

„Wegen Mord's?“ fragte der Förster, erstaunt aufschauend.

„Gerade so und nicht anders,“ sagte der Baumeister, „man hat zwar den Christian Rau deßhalb eingezogen und ihm den Mord des Bürgermeisters in die Schuhe geschoben, aber — Calculire, werden den Schatz finden, wenn wir den Vikar umziehen.“

„Was sagst du, Mensch?“ schrie der Förster entsetzt. „Mein Schwager, der Bürgermeister, sey ermordet? Und dieser Elende hier habe den Mord begangen? Bei Gott, wenn dem so ist, so darfst du dein letztes Vaterunser beten, scheinheiliger Priester.“

„Oh, schont mein Leben,“ winselte der Vikar, sich auf dem Boden krümmend. „Nicht ich hab's gethan. Sie hat mich dazu getrieben. Herr der Heerschaaren, sey mir gnädig und barmherzig. Nur dießmal noch errette mich aus meiner Trübsal; ich will dich später gewiß nicht mehr behelligen. Alle

gute Geister loben Gott, den Herrn! Ich wollte, dieser Kelch wäre an mir vorüber. Amen!"

Der Mann wußte nicht mehr, was er sprach!

Josua Schneider, der Baumeister, ließ sich jedoch durch die Sinnenverwirrtheit des Vikars nicht irre machen, sondern ging gerade auf seinen Zweck los. Er fand auch bald, was er suchte, die Geldgurte des Bürgermeisters.

„Rabbiates Weib, das!" murmelte er. „Nicht theilen wollen! Merkwürdig dumm! Hätten alle Drei genug gehabt und nun keiner was! Hoffe jedoch auf ein Fundgeld! Will 'mal sehen, was die Ehrlichkeit einbringt! Werd' in dem Artikel fortmachen, wenn er einträglich ist! Glaub's aber kaum! Ausnehmend dumme Geschichte!"

Der Förster nahm die Geldgurte in Empfang, sprach aber keine Sylbe. Er setzte den Vikar gerade vor sich, um ihn stets im Auge zu behalten, und auf einen Wink fuhr der Baumeister in dem Gefährte des Diebs und Mörders nach. Sonderbar aber! der Förster hatte geglaubt, je näher er Germania komme, um so größer werde der Lärm und die Verwirrung seyn, und nun fand er umgekehrt die größte Stille und Ruhe. Die Leute waren alle vor dem Hause des Bürgermeisters versammelt, aber sie besprachen, sich blos flüsternd, gleichsam als ob sie fürchteten, ihre eigene Stimmen zu hören. Und doch waren ihre Gesichter nicht traurig oder abgehärmt oder gar noch zornig! Umgekehrt, es lag eine stille Freudigkeit darauf, die man seit Wochen nicht an ihnen zu sehen gewohnt war! Wie sich der Förster mit seinem Gefangenen näherte, sprangen ihm ein paar entgegen und baten ihn, leise und still sich zu verhalten, damit der Bürgermeister in seinem Schlafe nicht gestört werde.

„Das ist ein Tag der Wunder," dachte der Förster. Seine Verwunderung sollte aber noch bedeutend gesteigert werden; denn gleich darauf trat der Doktor aus des Bürgermeisters Stube und schien freudig überrascht, als er den Förster erblickte.

„Gut, daß du endlich da bist," sagte er freundlich. „Dein Schwager begehrt deiner. Er hat schon zweimal nach dir gefragt."

Drauf nickte er dem Ferdinand und der Pauline, welch' letztere den Christian Rau an der Hand hielt, lächelnd zu. Der Förster rieb sich die Augen, ob er auch recht sehe; aber er hatte keine Zeit zum langen Nachdenken, denn der Doktor trieb ihn an, ihm zu folgen. Der Vikar wurde der Obhut des Baumeisters und einiger Andern übergeben, welche ihn in seiner früheren Wohnung streng zu überwachen hatten.

Lange blieb der Förster bei seinem Schwager eingeschlossen, und wie er endlich wieder herauskam, glänzte sein Gesicht, als ob es eitel Goldlack wäre. In den Augen aber schimmerte Etwas, wie eine Thräne, ob's gleich gewiß keine Thräne der Trauer war. Dazu schnitt er Grimmassen, daß man hätte laut auflachen mögen, denn, so weichherzig er auch war, so wollte er doch vor den Leuten als ein rauher Jäger erscheinen, den Nichts zu Thränen bringen könne, und darum bemühte er sich mit allen Kräften, die Rührung, die ihn überkommen, zu verbergen und die verrätherischen Thränen zu verschlucken.

„Wahrhaftig," lächelte er vor sich hin, „die buhlerische Teufelin hat ihn gelehrt, ächte Treue und Liebe von der falschen und heuchlerischen zu unterscheiden, und der Vikar hat ihm gar noch mit seinem Messer allen Hochmuth und allen

Starrsinn abgezapft. Der Kelch, den er leerte, war bitterer, als Wermuth, aber ich hoffe, sein Bürgermeisters-Magenweh ist ihm nun für immer vergangen."

Er winkte dem Christian und der Pauline und führte sie an das Lager des Wiederauferwachten, wo sie hocherröthend niederknieten. Dann nahm er den Ferdinand mit sich und betrat den hintern Theil der Kirche, wo der Vikar gefangen gehalten wurde. Dieser hatte sich von seinem furchtbaren Schrecken wieder Etwas erholt und saß still, mit geschlossenen Augen.

„Geht hinaus, Ihr Leute," sagte der Förster freundlich. „Wir haben im Auftrag des Bürgermeisters mit dem Mann hier allein zu reden."

Alle, bis auf Ferdinand und den Förster, verließen das Zimmer.

„Soweit also," sagte nun der Letztere, einen traurig-wehmüthigen Blick auf den Gefangenen werfend; „soweit also haben es Heuchelei, Sinnlichkeit und Geldgierde mit Ihnen gebracht! So tief sind Sie gesunken, daß Sie zum Mörder an ihrem Wohlthäter werden wollten, Alles jener Schlange zu lieb, die sich an dem Busen meines Schwagers wärmte, um den Ort zu finden, wo sie ihn in's Herz stechen könnte!"

Jetzt merkte der Vikar, daß man ihm nicht an's Leben wollte, und sein Muth kehrte nach und nach wieder. Er richtete sich auf, erhob die Augen gen Himmel und schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Der Teufel gehet einher, wie ein brüllender Löwe," rief er, „und suchet, wen er verschlinge. Der Herr hat mich tief fallen lassen ...."

„Und zufälligerweise gerade auf die Erbsünde," unterbrach

ihn der Förster voll Verachtung. „Mensch, willst du dein Handwerk fortsetzen? Glaubst du, jetzt noch deine Erbärmlichkeit durch Gleißnerei verbergen zu können? Doch mir kann's ein's seyn, wo du gehenkt wirst. Höre nun, was ich dir zu sagen habe. Der Bürgermeister glaubt, seine Dankbarkeit, die er unserem Schöpfer für seine wunderbare Errettung schuldig ist, am besten dadurch beweisen zu können, wenn er dich nicht den Gerichten überliefert. Er will den Tag, da er seine Tochter mit ihrem Auserwählten verbindet, nur durch Liebe und Milde verschönert wissen, darum schenkt er dir das Leben, unter der Bedingung, daß du dich nie mehr vor ihm sehen läßt. Also mach', daß du fortkommst, in zehn Minuten mußt du schon eine Meile weit sein."

„Der Herr Zebaoth..." hub der Vikar an. Doch des Försters Geduld war erschöpft.

„Nimm den Namen nicht in den Mund, du Baalspfaffe!" rief er zornig. „Der Himmel selbst ist entheiligt, wenn du ihn nur nennst. Fort aus unsern Augen!"

Der Vikar ließ sich das nicht noch einmal sagen, da er den Ernst sah. Er schlüpfte hinaus und rannte dem Walde zu, so schnell ihn seine Füße trugen.

„So, den wären wir los," sagte Ferdinand, „mit dem Andern wird's schwerer halten."

Sie traten zu den Leuten außen. Der Baumeister saß verdrießlich auf einem Baustamme, und spuckte alle Secunden aus, ein Beweis, daß er nicht besonderer Laune war.

„Prächtige Wirthschaft," wandte er sich an den Förster, mit den Augen der Gegend zublinzelnd, wo der Vikar so eben im Busche verschwand. „Fieng' ihn mit Lebensgefahr, und

nun läßt man ihn laufen! Der ganze Prozeß zu Ende. Prächtige Wirthschaft!"

„Es scheint Ihnen nicht mehr recht bei uns zu gefallen, meinte der Förster. „Und es ist ein wahres Glück, daß wir da gegenseitig übereinstimmen. Mit der Baumeistersstelle hat's nämlich ein Ende, da der Bürgermeister sich entschlossen hat, die Ansiedlung hier aufzugeben und nach Littlefalls zu ziehen."

„Wirklich?" rief Josua Schneider. „Abdankung und so weiter? Ueberflüssig hier! Einmal mit der Ehrlichkeit probirt und nie wieder! Kein Glück in dem Artikel!"

„Ich dächte," sagte nun Ferdinand, „der Schnitt, den Sie gestern unserem Pferde beibrachten aus Dankbarkeit, daß wir, der Doktor und ich, Sie nach der Grocerie zurückfuhren, zeugt nicht gerade von besonderer Ehrlichkeit. Oder zeugt davon etwa das Briefchen, das den Christian hieherlockte, und dessen Ueberbringer Sie waren?"

„Oho," entgegnete der Baumeister, „merke schon wo's hinaus will! Braucht mir nicht mit dem Holzschlegel zu winken! Keine Dankbarkeit mehr in den Menschen!"

„Das sollen Sie von uns nicht sagen," entgegnete Ferdinand. „Mein Vater hat mich beauftragt, Ihnen diese Summe hier zu übergeben, wobei wir jedoch hoffen, in Littlefalls, wohin wir ziehen, nicht mehr von ihnen behelligt zu werden."

„Littlefalls?" murrte der würdige Mann. „Alter Farmer dort! Passen nicht recht zusammen. Gebt das Geld her. Fünfzig Thaler? Lumpengeld! Adieu."

Mit diesen Worten stand er auf und ging seiner Wege, ohne sich noch einmal umzusehen. Ferdinand und sein Oheim

traten leise wieder in die Stube, wo der Kranke lag. Er schlummerte, aber seine Züge trugen das Gepräge einer so herzinnigen Zufriedenheit, daß eine baldige Genesung nicht ausbleiben konnte.

Hand in Hand saßen Pauline und Christian an seinem Bette.

Ein kurzer Zeitraum von vier Wochen liegt zwischen dem letzten Kapitel und dem jetzigen. Wir befinden uns in Littlefalls. Die Sägmühle ist fertig und klappert schon lustig. Ihr oberer Stock ist zu einer geräumigen Wohnung für den Bürgermeister und seine Familie hergerichtet, und zu dieser Familie müssen wir jetzt auch Freund Christian rechnen, der sogar eine Hauptrolle in derselben übernommen zu haben scheint, denn der Bürgermeister thut nichts mehr, ohne vorher seinen Tochtermann zu Rathe gezogen zu haben. Neben der Mühle liegen eine Menge Bretter aufgeschichtet, und oberhalb derselben im Walde hört man lustig Holz schlagen. Auch einige neue Häuschen sind bereits entstanden und mehrere Andere sind im Bau begriffen. Freilich sind sie nur von Holz, nur aus Balken und Brettern zusammengezimmert, aber sie sehen in ihrem weißen Ueberzug mit den grünen Fensterläden gar lieblich und freundlich aus, und gewähren für den nahenden Winter eine sichere Unterkunft. Ein Glaser und ein Schmied haben sich bereits eingefunden und in ihren Werkstätten wird unaufhörlich gehämmert und gezimmert. Die Männer und Frauen, denen man begegnet, sehen froh und zufrieden aus. Sie haben Verdienst genug, um davon zu leben, und Jeder besitzt sein eigenes Hauswesen. An einem lieblichen Herbstabend finden wir den

alten Farmer mit dem Bürgermeister plaudernd. Sie sitzen in bequemen Lehnsesseln vor der Grocerie. Der Bürgermeister hat sich sichtlich erholt und sieht gesünder aus, denn je.

„Also die ganze Geschichte verkauft?" sagte der alte Farmer. „Dürft Gott danken, daß Ihr sie nur losgeworden seyd. Freilich sind drei Viertel verloren, aber Ihr werdet in drei Jahren doppelt so viel hier gewonnen haben. Den Kauf oben mit den tausend Ackers Wald abgeschlossen?"

„Alles im Reinen," lächelte der Bürgermeister. „Der Verlust, den ich mit Germania hatte, reut mich nicht, denn er hat mir die Augen geöffnet, in mehr als Einer Beziehung. Denkt Euch, mein Christian hofft, die Mahlmühle gleich oberhalb der Sägmühle auch noch in diesem Jahre fertig zu bringen. wenn der Winter nicht zu bald einfällt. Mein Ferdinand will sich darauf setzen und ich vermuthe fast, Eure Enkelin Mary wird die Müllerin abgeben müssen."

„Vermuthet Ihr?" sagte der alte Farmer. „Nun wenn sie Ja sagt, werde ich nicht Nein sagen. Sehet Ihr die Schiffe dort heraufkommen? Werden gleich da seyn und ihre Waaren abladen. Nehmen Bretter und Frucht dafür mit. Ich sag' Euch, das Littlefalls gibt einen Handelsplatz. War ein mächtig guter Einfall, das Germania aufzugeben und sich hier anzusiedeln. Kommt, wollen Einen drauf nehmen."

So endete die Colonie Germania und das Städtchen Littlefalls begann. Ein thöricht angefangenes Unternehmen ging zu Grunde, um durch seinen Ruin das Glück der meisten dabei Betheiligten zu gründen. Am glücklichsten war der Förster, der die erstgeborne Tochter Paulinens aus der Taufe hob und derselben den Namen „Germania" beilegte.

Von der schönen Wittwe und dem Vikar hörte man nie mehr Etwas, außer das Gerücht, daß in Chicago ein Mensch lebe, der als Notar und Winkeladvokat seinen Landsleuten mit Rath und That an die Hand gehe, zu ihrem großen Verlust und Verderben, und daß dieser Mensch kein Anderer sey, als der frühere Vikar Nänz. Von der Wittwe wollte man wissen, sie habe einen reichen Mann geheirathet, der gleich darauf, nachdem er ein Testament zu ihren Gunsten gemacht, verstorben sey.

Der Baumeister sucht immer noch deutsche Colonien auf. Nach Littlefalls kam er nie wieder.

